



5. Heft | 14. März 1917

HUGO POETZSCH · DIE DEUTSCHE SOZIALDEMO- KRATIE NACH DER SPALTUNG

LANGE Jahre ging ein Riß mitten durch die sozialdemokratische Partei Deutschlands. Der Weltkrieg erweiterte ihn zur unüberbrückbaren Kluft. Die Spaltung, die beide Teile von einander auch äußerlich trennte und jedem die Freiheit des Handelns zurückgab, mußte kommen. Zwei grundverschiedene Anschauungen mußten früher oder später ihre eigenen Wege gehen. Der Krieg hat die Entscheidung nur schneller gebracht, die sonst gleichwohl mit Sicherheit gekommen wäre.

Seit der Wende des Jahrhunderts war der dogmatische Radikalismus immer mehr mit der sozialistischen Praxis, ebenso aber auch mit der wirklich lebenskräftigen Fortbildung der sozialistischen Theorie in Widerspruch gekommen. Der Münchener Parteitag /1902/ wollte durch einen Vorstoß gegen die Sozialistischen Monatshefte, in denen die neuen Gedanken, die neuen Kräfte immer stärker zum Ausdruck kamen, das unbequeme Werdende aus dem Weg räumen. Vergeblich. Auch der große Bannfluch von Dresden /1903/, zu dem die ganze Partei aufgeboten war, zeigte, nachdem der beispiellose Lärm verrauscht war, bald seine völlige Wirkungslosigkeit. Der Reformismus, jedes Jahr aufs neue totgesagt, breitete sich immer weiter aus. Und die Vertreter der *alten bewährten* Taktik des bequemen Schlendrians sahen sich vor immer neue Notwendigkeiten gestellt, denen sie nicht mehr entrinnen konnten. Die Partei mußte ihrem reformistischen Flügel immer neue Zugeständnisse machen. Es war in den meisten Fällen freilich nicht tiefere Einsicht, es war vielmehr das nackte Bedürfnis die errungene Parteiposition zu halten, das dazu veranlaßte. Mit der Vertröstung auf den großen Moment, der aus dem Jammertal der bürgerlichen Gesellschaft direkt in den Himmel sozialistischer Zukunft führen soll, geben sich die Massen auf die Dauer doch nicht zufrieden. Die Anforderungen des Lebens führten in steigendem Maß zu politischer Betätigung, zu immer intensiverer Mitarbeit auf allen Gebieten des öffentlichen Lebens. Der Radikalismus herrschte in der deutschen Sozialdemokratie nur noch in der Phrase. Die Kraft zu wirklich radikalen Entschlüssen war längst nicht mehr vorhanden. Wohl führte der Spießbürgerradikalismus zu manchem Schildbürgerstreich. Aber eine radikale Tat hat der radikale Teil der Sozialdemokratie nicht mehr vollbracht. Die Tat gehörte dem Refor-

m i s m u s. Dieser schuf und befestigte die großen wirtschaftlichen Positionen der Arbeiterklasse, die deren unzerstörbare Macht bilden und ihr die Möglichkeit politischen Handelns geben. Der primitive, von alter verstaubter Ideologie übernommene Putschismus hat in der deutschen Arbeiterklasse keinen Boden mehr. Diese hat sich ihre großen Organisationen geschaffen, die den Kampf auf höherer Stufenleiter führen können. Der Austrag der Konflikte zwischen den Klassen geht als ökonomisch-politischer Prozeß vor sich; nur verständnislose Beschränktheit kann noch versuchen ihn als eine Art Faustkampf hinzustellen. Und mehr und mehr zeigt sich auch die notwendige Ergänzung des Klassenkampfes: die Solidarität der Klassen in dem Ganzen und für das Ganze der Nation. Die Politik des 4. August, deren Geist dann im Verlauf der Kriegsjahre von mehr oder minder Berufenen so oft zitiert wurde, bis ihr Sinn vollständig verwirrt war, bedeutet zwar nicht, daß die Partei als solche das wahr gemacht hat, was sie immer gesagt hat; wohl aber bedeutet sie eine Bekräftigung der reformistischen Denkweise, wie sie jahrelang von ihren Pionieren geübt worden war.

Der Reformismus hatte längst den Kampf gegen die radikalen Schlagworte aufgenommen, auch wenn sie noch so altehrwürdiger Herkunft waren. Er hatte frühzeitig gerade auch die nationale Funktion der Arbeiterklasse erkannt, die wechselseitige Verwobenheit von Klassenbewegung und Volksgemeinschaft klargestellt und so die nationale Haltung der Arbeiterklasse im Weltkrieg vorbereitet. Die alten Schlagworte des Nurklassenkampfs waren schon viele Jahre vor dem Ausbruch des Krieges nur noch ein gewohntes und harmloses Versammlungsrequisit. Die wirkliche Arbeit der Arbeiterpartei ging ganz andere Wege. Die ganze Betätigung der deutschen Sozialdemokratie in Reich, Staat und Gemeinde war lange schon reformistisch geworden, freilich immer wieder gehemmt durch die Furcht vor der Konsequenz, durch die Rücksicht auf althergebrachtes Ritual. Die eiserne Notwendigkeit des Weltkriegs hat viele der alten, allzu veralteten Gebräuche beseitigt. Es war eine symbolische Ironie des Schicksals, daß die sozialdemokratische Reichstagsfraktion kurz vor dem Krieg das revolutionäre Sitzenbleiben beim Kaiserhoch beschlossen hatte und nun bei der ersten Gelegenheit, da sie den Beschluß hätte anwenden sollen, ihn so vollständig vergaß, daß sie sogar die früher übliche Saalfucht unterließ und mit allen anderen zusammen mit aufstand. Es war eben der 4. August 1914, der Tag des großen Umlernens für die Gesamtpartei.

Der weltpolitisch und volkswirtschaftlich gerichtete Reformismus, wie er in den Sozialistischen Monatsheften vertreten worden war, bedurfte eines solchen Umlernens nicht. Er hatte (mögen diejenigen, die sich nie die Mühe genommen hatten in seine Gedankenwelt einzudringen, auch keine Ahnung von dieser Tatsache haben) stets mit der kommenden Weltkatastrophe gerechnet und die Arbeiterklasse auf sie vorzubereiten gesucht. Mannigfache Parteiaffaires und -diskussionen, die auf Parteitag und in der Parteipresse zum Ausdruck kamen, hatten ihren Ursprung daher, daß hier die Notwendigkeit der nationalen Wehr, der Armee und namentlich der Marine, der kolonialen Expansion, der Förderung der nationalen Produktion durch eine entspreche Wirtschafspolitik verlangt und begründet wurde. Auch daher, daß hier namentlich das Verhältnis Englands und der englischen Politik zu Deutschland und zur deutschen Wirtschaftsentwicklung (im Gegensatz

zu der kleinbürgerlich engen offiziellen Parteauffassung, die die großen Probleme der auswärtigen Politik immer nur vom Standpunkt der Innenpolitik und des Agitationsbedürfnisses betrachtete) klar erkannt und daraus die entsprechenden Schlußfolgerungen gezogen wurden. Die Fälle Schippel /1899 und 1904/, Leuthner /1909/, Hildebrand /1912/ und noch manche andere bezeichnen das Ringen um die Erweiterung des sozialdemokratischen Gesichtskreises zur weltwirtschaftlichen Perspektive des wirklichen Marxismus. Daran ändert auch die Tatsache nichts, daß einige Reformisten, als die Probe auf das Exempel ihrer eigenen Grundanschauung zu machen war, versagten, weil persönliche Vorliebe oder altliberale Rudimente ihnen das Sehen des Wirklichen erschwerten. Und wenn umgekehrt einige Radikale es geschämig ablehnen möchten zum Reformismus hinübergeschwenkt zu sein und nunmehr ein wenig groteske Versuche machen von einem *Neuradikalismus* und dergleichen zu sprechen, so wollen wir auch mit ihnen weiter nicht rechten. Im Augenblick kommt es nur auf das richtige Handeln an. Die theoretische Durchdringung mag einer spätern, ruhigeren Zeit vorbehalten bleiben.

Nachdem nun die Spaltung der deutschen Sozialdemokratie vollzogen ist, entsteht die Frage: Welche der beiden Richtungen, die alte Partei oder die Arbeitsgemeinschaft, wird in Zukunft die größere Werkkraft haben? Die deutsche Arbeiterklasse steht, wie erwähnt, dem politischen Radikalismus und seinen Methoden im ganzen ablehnend gegenüber. Soweit der Radikalismus vorgibt Taten zu verlangen, gewaltsame Erhebungen, findet er kaum Entgegenkommen; er erwartet solches wohl auch gar nicht (es mag dahingestellt sein, ob er es auch nur wünscht). Aber das will noch nicht besagen, daß der Radikalismus nicht auch in Zukunft noch eine erhebliche Macht, und zwar eine hemmende, ausüben könnte. In der Volksversammlung bekommt in der Regel derjenige recht, der die radikalsten Forderungen vertritt. Nichts ist einfacher als die Negation; die Abstinenz hat keine Kritik zu fürchten. Das Hilfsdienstgesetz? Spiegelfechtereie, Versklavung der Arbeiter, Aufhebung des Koalitionsrechts, der Freizügigkeit! Die es annehmen, sind Verräter an der Arbeiterklasse. Mit dieser Sorte von Wortradikalismus werden wir auch in Zukunft noch viel zu kämpfen haben. Es besteht auch, das dürfen wir uns nicht verhehlen, die Gefahr, daß die sozialdemokratische Partei (die Mehrheit) aus Furcht, die Radikalen und Übrerradikalen (die Minderheit) könnten ihren alten Einfluß auf die Masse wiedergewinnen, die törichte, überschlaue Taktik anzuwenden versuchen wird den Radikalismus zu überbieten, indem sie selber, entgegen ihrem eigenen Verantwortlichkeitsgefühl, sich nach links drängt. In vielen Wahlkreisen wird man 2 Organisationen, bei den Wahlen 2 sozialistische Kandidaten haben. Es wird anfangs nicht leicht sein gegen den radikalen Wortschwall der Gruppen links von der Sozialdemokratie aufzukommen. Nichts aber wäre verkehrter als aus opportunistischen Gründen, etwa um der Erlangung eines Mandats willen, solchem Radikalismus Konzessionen zu machen. Denn schließlich wird die Masse doch der Richtung folgen, die zu politischen Erfolgen führt.

Gegen einen bedenkenlosen Radikalismus des Worts kann nur der konsequenteste Reformismus der Tat helfen. Mit der politischen Abstinenz ist restlos zu brechen. Wir haben unsern Teil an der Verantwortung zu übernehmen und uns an der Leitung des Staatswesens zu beteiligen. Die

Staatsnotwendigkeiten sind von der Sozialdemokratie in weitestem Ausmaß nicht nur anzuerkennen sondern zu erfüllen. Heer, Flotte, Kolonien, das Reichsbudget wie die Landesbudgets müssen aufhören in unserm Vorstellungskreis als Forderungen der Regierung zu figurieren; sie müssen unsere eigenen Forderungen sein (die wir dann natürlich auch entsprechend zu gestalten haben werden). Denn sie sind ja bestimmt unser eigenes Volk und Land, seine Produktivkraft und damit vor allem seine Arbeiterklasse zu schützen und einer größeren Zukunft entgegenzuführen. Immer mehr erkennt die Arbeiterklasse ihre Funktion im nationalen Organismus. Immer mehr erkennt sie namentlich, daß sie in erster Linie Produzent ist. Daher wird sie auch die weitere Entwicklung des Staatsgedankens vor allem unter diesem Gesichtswinkel betrachten. Die vom Liberalismus übernommene formale Auffassung des Staates, an der die Sozialdemokratie trotz aller Sozialpolitik in allen entscheidenden politischen und wirtschaftlichen Fragen doch immer festgehalten hatte, ist nun endgültig dahin. Der Staat wird, das sieht heute der Arbeiter deutlich werden, immer mehr zum Wirtschaftsstaat, der den Verkehr, den Handel, die Industrie in entscheidender Weise beeinflußt, zu einem großen Teil selber betreibt. Die Sozialdemokratie, die das Interesse Hunderttausender von Arbeitern in den Monopolbetrieben wahrzunehmen hat, kann schon darum allein nicht beiseitstehen. Sie muß tätig eingreifen; nicht nur, wie früher, mit Kritik und mit Forderungen sondern mit eigener schaffender Arbeit. Und aus der bloßen Interessenvertretung jener Arbeiter erwächst ihr dann die Erkenntnis der gesamtwirtschaftlichen Zusammenhänge und damit die Mitverantwortung für den Gesamtkomplex des Staatswesens überhaupt.

Wie wir zur Nation stehen, darüber hat der Krieg in klarer Weise Aufschluß gegeben. Nachdem wir im Krieg die Gegenwart unseres Landes geschützt haben, müssen wir im Frieden seine Zukunft weiter sichern. Der *Militarismus* hat aufgehört für uns ein Schreckgespenst zu sein. Ja, wir haben es wohl selber bedauert, daß die Anwendung dieses Schlagworts in unserer Partei in vielen Friedensjahren so falsche Vorstellungen im Ausland bei den Regierungen anderer Völker erweckt und dadurch deren Kriegswillen bestärkt hat. Von einer prinzipiellen Ablehnung der Wehrnotwendigkeiten wird in Zukunft keine Rede mehr sein können. Daß wir das System der Landesverteidigung in Einklang mit unseren demokratischen Forderungen zu bringen versuchen werden, ist freilich nicht minder selbstverständlich. Damit würden wir nicht nur eine Parteiforderung erfüllen sondern der Nation selber dienen, da gerade dadurch die moralische Kraft des Heeres zur vollständigen Wirksamkeit kommt. Muß man noch besonders betonen, daß wir darum nicht etwa den Krieg glorifizieren, daß wir vielmehr durch solche Sicherung für den Frieden und die Verständigung unter den Völkern wirken? Wir denken auch nicht daran nun etwa, wie dies wohl einige allzu hastig Umlernende hier und da getan haben, die Internationale des Sozialismus preiszugehen. Sie wird wieder erstehen, allerdings in ganz anderer Art als vor dem Krieg. Die sozialistische Internationale kann nur auf nationaler Grundlage bestehen. Die Wahrnehmung der Interessen des eigenen Volkes führt am besten zum Verständnis der Lebensnotwendigkeiten auch des andern und damit zur Möglichkeit eines internationalen Ausgleichs.

Nicht alle Fragen und Probleme, die jetzt in ganz neuer Gestalt an die Par-

tei herantreten, sind in dieser kurzen Skizze gestreift worden. Alle werden einzeln und gründlich erörtert werden müssen. Der Zwang zum Positiven wird überall der Leitstern sein. Die Liquidation der Parteispaltung wird nach und nach vollzogen werden. Die jetzt zu politischen Gegnern geworden sind, werden, wenn die erste persönliche Gereiztheit geschwunden ist, einander hoffentlich mit mehr Achtung begegnen als sie dies bisher als Parteifreunde zuweilen taten. Vor Gewaltakten gegen die ausscheidende Minderheit wird die Mehrheit sich sicherlich in acht nehmen. Die Stärke der eigenen Überzeugung und die Festigkeit des eigenen Willens erfordert auch Wahrung der Meinungsfreiheit und Achtung vor den Motiven des andern. Manche Genossen meinten, man solle die Neue Zeit durch einfache Kündigung ihres Leiters anderen Händen übergeben. Das wäre wohl nicht der richtige Weg des geistigen Kampfes. Man lasse ruhig jeder Richtung das Organ, das sie geistig zu erhalten imstande ist. Freilich, offizielle Parteiwochenschrift kann ein Blatt nicht sein, dessen Arbeit gegen die Parteibeschlüsse geht. Aber solch eine offizielle Parteiwochenschrift war immer schon in sich ein Widerspruch. Eine Zeitschrift ist der Fortbildung der Ideen gewidmet; sie muß nach jeder Richtung ihre geistige Freiheit wahren, kann sich daher nicht an Mehrheitsbeschlüsse binden. (Das gilt natürlich nur für ein wissenschaftliches Organ, nicht etwa für eine Tageszeitung, die allerdings bestimmt ist den Willen der Partei publizistisch auszuführen.) Es war immer ein Mißbrauch eines bestehenden Machtverhältnisses, daß man eine Zeitschrift offiziell abstempelte und dadurch die in ihr vertretenen Anschauungen gewissermaßen mit einer Autorität umkleidete, die einzig und allein die geistige Potenz verleihen sollte. Nun, da sich dieses Machtverhältnis geändert hat, sollte man aber nicht umgekehrt das zu unterdrücken versuchen, was man früher monopolisieren wollte. Das eine kann so wenig gelingen wie das andere je gelungen ist. Man lasse also ruhig jeder Richtung die Möglichkeit ihre Gedanken zu entwickeln. Man räume aber dabei mit allem Partei-offizialismus auf. Wir Reformisten denken einen freien Kampf der Anschauungen und der Forschung unter gleichen Bedingungen gut bestehen zu können, nachdem wir ihn so viele Jahre hindurch unter so ungleichen Bedingungen bestanden haben.

Die deutsche Sozialdemokratie hat während der 2^{1/2} Jahre des Weltkriegs die Konsequenz der 2^{1/2} Jahrzehnte innern Parteikampfs ziehen müssen. Sie wird aus dem Krieg als politische Partei hervorgehen. Die gesammelte Macht ihrer Organisation, die sie in früheren Jahren vorwiegend wieder zu Organisationszwecken verwandt hat, wird sie jetzt zur Inangriffnahme ihrer großen politischen Aufgaben verwenden müssen, deren Existenz ihr allmählich zum Bewußtsein gekommen ist.

MAX COHEN · WEST ODER OST?

GEOGRAPHISCH ist die Fragestellung nicht richtig, so üblich sie auch ist. Denn sie sagt nicht ganz das, was sie politisch ausdrücken soll, nämlich: Kontinentalpolitik gegen die britische Allmacht und Vorherrschaft. Es ist kein neuer Kampf, den die Zentralmächte gegenwärtig als Vorkämpfer für eine vernünftige europäische Staatenentwicklung kämpfen sondern geschichtlich nahezu eine

direkte Fortsetzung des Ringens, das Napoléon I. fast 2 Jahrzehnte lang durchzuführen versucht hatte. Damals ist das Unternehmen an der wirtschaftlichen Rückständigkeit des festländischen Europas gescheitert. Es ist eine verhängnisvolle Konsequenz des komplizierten Verhältnisses der europäischen Staaten unter einander, daß gerade Frankreich die umgekehrte Rolle spielt wie vor 100 Jahren. Und es scheint fast so, als ob im Augenblick kein einziger seiner Staatsmänner den wirklichen Sinn des tobenden Riesenkampfes erfaßt habe. Denn Frankreich gehört nur geographisch, nicht politisch, zum Westen. Politisch gehört es, ebenso wie sein deutscher Nachbar, zu dem von der überlegenen englischen Politik durcheinandergehetzten europäischen Kontinent, dessen Interessen nicht die des britischen Inselreichs sind. Aber wenn nicht alle Zeichen trügen, darf man auch in Frankreich nach diesem Krieg auf ein Erwachen aus der englischen Hypnose rechnen. Von dem endgültigen Ausgang des Kampfes wird es abhängen, ob es den Franzosen möglich sein wird ihren sinnlosen Haß gegen Deutschland zu überwinden, so daß dann dieses glänzende Soldatenvolk wieder für die Politik zurückgewonnen werden kann, der es bereits einmal, unter seinem größten Herrscher, Wegweiser und Wegbahner gewesen ist.

Der politische Westen, dessen Interessen andere sind als die des europäischen Festlands, wird politisch von England, besser: vom ganzen britischen Imperium, repräsentiert, und zu ihm werden, auf lange Jahrzehnte, die Vereinigten Staaten von Amerika gehören. Auf der einen Seite die beiden angelsächsischen Weltreiche, auf der andern die geographisch und politisch zusammengehörigen europäischen Festlandsstaaten, die in einem, durch die politische Vernunft diktierten, guten Verhältnis zu dem europäisch-asiatischen Riesenreich, zu Rußland, stehen müssen. Das muß der politische Ertrag dieses Krieges werden, wenn nicht all die ungeheure in diesem Ringen aufgewendete Kraft nutzlos vertan sein soll. Um jedes Mißverständnis auszuschließen: Mit dieser, hier immer wieder aufgestellten und begründeten Formulierung werden nicht persönliche Wünsche einzelner ausgesprochen. Es werden vielmehr, unabhängig von Sympathie oder Antipathie, die politischen Konsequenzen aus dem klaren Verhalten gezogen, das Großbritannien entschlossen verfolgt, und das (das sei besonders bemerkt) alt, nicht etwa von gestern und heute ist.

Umgekehrt wie die feste und zielbewußte britische Politik war die deutsche in der nähern Vergangenheit schwankend und ziellos. Wenn man von der Haltung Deutschlands in einzelnen Fällen absieht, ist die deutsche nachbismärckische Politik immer unentschieden gewesen. Vor allem in den vorbereitenden Stadien, in denen die Verhältnisse zwischen den einzelnen Ländern durch die Begründung der Tripelentente festgelegt wurden. Sie pendelte hin und her, suchte überall ein Eisen im Feuer zu haben, um schließlich zu erleben, daß es kaum irgendwo glühend wurde. Es ist in der Theorie zwar sehr schön das Gute nehmen zu wollen, wo man es findet. Aber das politische Gute findet man überhaupt nicht. Man muß es sich selbst schaffen: durch klare und bestimmte eigene Arbeit. Feste politische Arbeitsgemeinschaften sind ohne Entschlußfähigkeit nicht zuwege zu bringen. Das Suchen und Vorbereiten ist gewiß erlaubt, aber einmal muß man auch Klarheit darüber gewonnen haben, mit wem eine Zusammenarbeit überhaupt möglich ist. Lediglich im Verhältnis zu Österreich-Ungarn zeigte man Festigkeit und Entschlossenheit. Das konnte aber für den krisenhaften Zustand in Europa nicht

genügen. Nötiger und bedeutungsvoller wäre es gewesen sich ebenso entschlossen nach Osten oder nach Westen zu entscheiden. Diese Unterlassungssünde ist zu einem großen Teil Schuld an der politischen Lage, in der wir heute stecken.¹⁾

Für Deutschland waren zwei Wege möglich. Der eine führte zu England, der andere zu Rußland. Daß Deutschland keinen der beiden andauernd ging, war sein großer Fehler. Daß es aber bei beiden Mächten den Eindruck hervorrief, als ob seine Bereitschaft nach links ebenso groß wie die nach rechts sei, ohne jedoch den Entschluß zu endgültigem Pakt aufzubringen, war vielleicht noch verhängnisvoller. Jeder Entschluß, gleichviel ob er für rechts oder links ausgefallen wäre, wäre besser gewesen als das Schwanken zwischen beiden Möglichkeiten. Ich habe früher auch zu denen gehört, die eine Entscheidung nach dem Westen vorgezogen hätten, bin aber, wie viele andere mit mir, durch die wuchtigen und eindeutigen Tatsachen dieses Krieges belehrt worden, daß die Auffassung, die hier in den Sozialistischen Monatsheften dauernd vertreten wurde, und der sich allmählich mehr und mehr Genossen anschlossen: nämlich die von der Notwendigkeit einer östlichen Orientierung als Voraussetzung einer kontinentalen Zusammenfassung gegen England, doch die für die Zukunft Deutschlands und Europas richtige und allein aussichtsreiche ist. An sich war aber der eine wie der andere Weg denkbar und wohl auch gangbar. Betrachten wir nun kurz die beiden Möglichkeiten der Vergangenheit. Daraus ergibt sich die Antwort für die Zukunft.

Wir hätten uns einmal für den Weg nach dem Westen, das heißt nach England, entscheiden können. Ohne Zweifel hätte diese Entscheidung dem Deutschen Reich mancherlei Vorteile gebracht. Zunächst und vor allem wäre die Einkreisung Deutschlands vermieden worden. Dafür aber hätte Deutschland der Degen Englands gegen Rußland auf dem Kontinent sein müssen. Wir hätten freilich dabei unsere Existenz gehabt: etwa wie ein arbeitsamer und fleißiger Prokurist in einer großen Firma sein gutes Auskommen hat. Aber eben auf Kosten unserer Selbständigkeit. Wir hätten unsere weltwirtschaftlichen Entwicklungsmöglichkeiten nicht ausnutzen dürfen, wozu wir nach unseren Kräften und Leistungen nicht nur berechtigt sondern im Sinn einer produktiven Ethik verpflichtet sind. Unsere Kolonien hätten wir nicht direkt verloren, wir hätten möglicherweise sogar noch das eine oder andere Stück dazu bekommen. Freilich kein Kolonialreich, das sich aus eigener Kraft zu halten vermöchte. Und vor allem: Unsere koloniale Betätigung wäre mangels einer ausreichenden eigenen Seemacht (die Einstellung des deutschen Flottenbaus wäre natürlich die erste und wichtigste britische Verständigungsbedingung gewesen) ganz auf den Schutz und das Wohlwollen der Herrscherin der Meere angewiesen. England hätte letzten Endes den Kreis gezogen, innerhalb dessen wir uns frei

¹⁾ Der Vorwärts schrieb in der Besprechung meiner kleinen Schrift Das Volk und der Krieg /Berlin 1916/ am 5. März 1917: »Das einleitende Kapitel, das die zum Krieg treibenden Kräfte schildert, geht an dem Fundamentalprobleme der auswärtigen Politik Deutschlands vorbei: der Weigerung nach rechts oder links Anschluß zu suchen, sich entschieden nach Westen oder Osten zu orientieren. Diese Weigerung war die Ursache der nicht glänzenden Vereinsamung Deutschlands in Europa, die die Voraussetzung der politisch schier übermächtigen Koalition der Feinde bildete.« Der Rezensent hat den geistigen Zusammenhang der Schrift wohl doch nicht vollständig beachtet. Der Gedankengang, der ihr zugrunde liegt, hat jeno Alternative gerade zur Voraussetzung. Diese Schrift bildet in ihren außenpolitischen Darlegungen die weitere Ausführung des wesentlichen Inhalts des Artikels Zur Wiederkehr des 4. August, in den Sozialistischen Monatsheften, 1916 II, Seite 781 ff., der eben für die Einstellung der Politik auf eine bestimmte Orientierung eintritt.

bewegen dürften; seine Durchbrechung hätte es uns nie gestattet. Niemals wäre es dann möglich gewesen alles das aus unserer Produktivkraft herauszuholen, was in ihr steckt. Freilich ist es noch fraglich, ob es uns überhaupt möglich wäre die eigene Kraft so einzudämmen. Sobald wir aber versucht hätten die Schranken zu durchbrechen, die jene Verständigung uns aufgerichtet hätte, wäre der verhängnisvolle Zusammenprall doch gekommen. Indes, durch dauernde Selbsteinengung hätten wir ihn auf lange Zeit hinauschieben können.

Ganz anders stünde es um uns, wenn wir den Weg nach dem O s t e n gingen. Das bedeutete zwar die Gegnerschaft Englands. Aber einen von beiden Gegensätzen, den zu England oder den zu Rußland, muß Deutschland schon auf sich nehmen. Und es braucht ihn auch gar nicht zu fürchten, wenn es nicht nach b e i d e n Seiten gebunden ist. Es ist vielmehr anzunehmen, daß England selber einen modus vivendi mit Deutschland suchen würde, wenn Deutschland durch die günstige kontinentale Lage, die es bei der östlichen Orientierung einnimmt, nicht auf die englische Freundschaft angewiesen wäre. Das würde sicherlich beiden Völkern, nicht nur dem deutschen sondern auch dem englischen, auf die Dauer gut tun. Optierte Deutschland für die Verständigung mit dem Osten, so fände es alles das frei, was es als Weltmacht und Weltvolk brauchte. Und einer russischen Zukunftsgefahr (vor der unsere deutsche Linke so große Furcht hat) könnte Deutschland, wenn es nottäte, dann später die gesammelte Kraft des festländischen Europas entgegenstellen. Vorbedingung solcher Sammlung wäre freilich, daß wir jetzt, in diesen kritischen Jahrzehnten, die Feindschaft Rußlands ausschalten. Wir dürfen uns daher russischen Lebensinteressen (wie der freien Dardanellendurchfahrt) nicht entgegenstellen, und es gibt auch keinen triftigen Grund es zu tun. Wir brauchen eine russische Vorherrschaft auf dem Balkan und in Osteuropa nicht zu befürchten. Dieser Krieg hat gezeigt, daß die Widerstandskraft der Mittelmächte vollkommen ausreicht, um dem zu begegnen. Und für die Zukunft bietet das Nationalgefühl der Südslawen selbst uns eine genügende Bürgschaft. Rußland braucht aber auch eine Erweiterung seines Herrschaftsbereichs in Europa nicht im mindesten. Sein Drang nach dem Westen, der in der Vergangenheit stark war, und den die englische Politik für die Vorbereitung dieses Krieges wieder hat aufleben lassen, wird nach diesem Krieg, und wohl endgültig, der Vergangenheit angehören. Rußland ist eben mit seinen riesenhaften unausgenutzten Gebieten auf die Vorherrschaft im östlichen Mitteleuropa gar nicht angewiesen, wie einige liberale Heißsporne in Rußland und einige Leute bei uns, die aus den Tatsachen nichts lernen wollen, glauben machen möchten. Rußland kann seine politische und wirtschaftliche Zukunft auf Generationen hinaus sicherstellen. Sein Ausdehnungsdrang wird in Asien reichliche Betätigungsmöglichkeiten finden, und die intensive Bewirtschaftung dessen, was es bereits besitzt, wird allmählich das allerdringendste Gebot. Der russisch-japanische Vertrag vom 3. Juli 1916 spricht ohne Zweifel für die Richtigkeit dieser Auffassung. Dieser Vertrag verlegt in seinen Konsequenzen die russische Expansion vom Westen wieder in ihr natürliches Gebiet: an den Persischen Golf, und es wird wesentlich an Deutschland liegen, ob es dabei bleibt. Die russisch-japanische, gegen das vereinigte Angelsachsenentum Englands und Amerikas gerichtete Interessengemeinschaft, braucht als Ergänzung ein politisch freundliches Verhältnis der Ostmächte zu Deutschland und Österreich-

Ungarn, das die Sicherheit der russischen Westgrenze gewährleistet, und das einen beträchtlichen Teil der englischen Flotte in den Heimatgewässern bindet.

Die Entscheidung über die weltpolitische Entwicklung der nächsten Jahrzehnte liegt bei dem Deutschen Reich. Man sollte meinen, daß sie unter den gegebenen Umständen leicht sein müßte. Denn die frühere Qual der Wahl ist nicht mehr vorhanden. Was Deutschland nicht wollte, hat England getan: Es hat entschieden. Durch den Krieg selbst und dann durch die schroffe Ablehnung des deutschen Friedensangebots vom 12. Dezember 1916 Dieses Angebot ist als ein entscheidender Versuch Deutschlands englischen Wünschen in weitestem Umfang entgegenzukommen und den Krieg auf Kosten Rußlands zu beendigen gedeutet worden. Das ist vorbei. England will unter gar keinen Umständen Deutschland einen annehmbaren Frieden gewähren, solange es noch die allermindeste Aussicht hat Deutschland niederzuringen und zu zerschlagen. Bonar Law hat die Bedingungen, die damals von der Entente als Grundlagen für Friedensverhandlungen genannt wurden, als durchaus nicht weitgehend bezeichnet. In Deutschland muß nunmehr jeder einsichtige Politiker wissen, woran wir sind, und der unbeschränkte Unterseebootkrieg zeigt auch den Engländern, daß Deutschlands Kampfbestimmtheit in dem letzten Kriegsabschnitt so stark ist wie nur je zuvor.

Das wird man auf der andern Seite des Kanals wohl nicht annehmen, daß Deutschland in jedem Stadium des Krieges, auch noch des ungehemmten Tauchbootkrieges, auf Kosten des Ostens zu haben sein werde. Eine solche Auffassung wäre sicherlich ein Irrtum. Wenn der bei Gelegenheit des mexicanischen Intermezzos (das an dieser Stelle nicht beurteilt werden soll) angestellte Versuch über Mexico nach Japan zu gelangen ein Zeichen dafür ist, daß man jetzt entschlossen die Richtung nach Osten und gegen England genommen hat, so wäre das sehr zu begrüßen. Freilich, daß man gerade auf den Weg über Mexico verfiel, muß wundernehmen. Er war wohl kaum der geeignete. Die Erfolge des Unterseebootkrieges werden uns gewiß bald erlauben den richtigen Weg nach dem Osten offen und ruhig zu beschreiten. Bei der starken Stellung, die wir durch diese Waffe uns erringen, wird niemand glauben können, daß wir etwa dann nur die Nehmenden seien. Deutschland wird vielmehr mindestens so viel zu gewähren haben wie man ihm nur zu bieten vermag.

In der deutschen Sozialdemokratie hat bis zu diesem Krieg (und auch noch in seinen Anfängen) die Auffassung vorgeherrscht, man müsse eine Verständigung mit dem Westen suchen. Einmal aus allgemeiner politisch-kultureller Vorliebe für England, ein andermal aus allgemeinem Vorurteil gegen Rußland. Der Krieg hat hierin einigermaßen Wandel geschaffen und sich als ein guter Lehrmeister erwiesen. Daß lediglich politisch-wirtschaftliche Interessen für die politischen Entscheidungen der Staaten ausschlaggebend sein müssen, zeigt jeder Tag dieses Krieges aufs neue. Eine Auffassung, die eigentlich von jeher der politischen Praxis der deutschen Sozialdemokratie entsprochen hat; denn sie gehört zu den Grundlagen sozialistischer Politik überhaupt. Und die Ansicht, daß alle Nationen das Recht haben ihre inneren Angelegenheiten allein und nach eigenem Ermessen zu ordnen, ist durch den Weltkrieg Allgemeingut geworden. Wenn man so annehmen darf, daß dieses

furchtbare Weltgeschehen die deutschen Sozialisten von mancherlei Vorurteilen befreit hat, so wird man begründete Hoffnung haben können, daß auch sie eine Orientierung der deutschen Politik nach dem Osten unterstützen. Wenn die Partei das tut, gibt sie weder einen politischen Grundsatz noch eine bestimmte politische Taktik auf, allenfalls eine (obendrein recht fragwürdige) Lieblingsvorstellung. Aber die Zeit nötigt ohnehin manche liebgewordene, aber überflüssige Gewohnheit aufzugeben; und es kann nie schaden, wenn man auch Altbekanntes neu zu durchdenken beginnt. Jedenfalls ist es notwendig, daß die deutsche Politik endlich festen Boden gewinnt und auf diesem festen Boden entschlossen vorwärts geht. Dann löst sie die deutsche und mit ihr die europäische Zukunftsfrage.

MAX SCHIPPEL · BEWÄHRTER ZOLLSCHUTZ ODER BEWÄHRTER FREIHANDEL?

WIE rückläufig und bis zur Kläglichkeit bescheiden die einst so selbstbewußte Freihandelsbewegung geworden ist, sieht man am besten aus dem geflissentlichen Bestreben alle Bemängelungen und Vorstöße gegen die herrschende Wirtschaftspolitik mehr und mehr als nur gegen den *Hochschutzzoll* gerichtet erscheinen zu lassen. Das war früher vollkommen anders. Die Auseinandersetzung zwischen gemäßigteren und radikaleren Zollwünschen galt in erster Linie als häuslicher Streit innerhalb der Schutzzöllner und Gegner selber, während der Freihändler niemals über sein theoretisch streng gehütetes Forderungsgebiet der international vollkommen freien und gleichen Konkurrenz hinausging und sich deshalb mit unerbittlicher Folgerichtigkeit *prinzipiell* gegen jeden noch so zaghaften Zolleingriff wandte: gegen jede die heimische Wirtschaft bevorzugende Differenzierung zwischen eigennationalem und international fremdem Erzeugnis.

Heute läßt der spärliche Rest unseres Freihändlertums die Industriezölle vorsichtig meist fast ganz aus dem Spiel, wenngleich sie die weitaus zahlreichsten und keineswegs immer die niedrigsten Positionen sowohl unseres autonomen wie unseres vertragsmäßigen Zolltarifs darstellen. Andererseits scheinen unsere seltsamen zielklaren Grundsatzverfechter jeden Agrarschutz von vornherein als *Hochzoll* einzuschätzen. Sie sprechen, wenn es sich lediglich um den agrarischen Teil unseres Zollsystems handelt, von Hochzoll unverdrossen selbst da, wo (wie bei der ungeheuer wichtigen Futtergerste) die Posadowsky-Bülow-Periode eine nicht unwesentliche Zollherabsetzung gegen die Caprivizeit brachte (1,30 Mark gegen früher 2 Mark im Vertragstarif). So richtet sich ihr ganzes Vorgehen schließlich immer wieder doktrinär unverbesserlich gegen den Agrarschutz an sich: unter allen denkbaren, oder doch unter allen für Deutschland und ähnlich gestellte Länder ernstlich in Rechnung zu ziehenden Voraussetzungen und Gestaltungen des internationalen landwirtschaftlichen Wettbewerbs.

Hierbei macht man sich neuerdings die Kritik vollends durch ein ebenso einfaches wie bequemes Mittel leicht. Man geht von irgendwelchen volltönenden Behauptungen aus, die angeblich irgendwann einmal von agrarischer oder agrarfreundlicher Seite zur Empfehlung des staatlichen Eingreifens gewagt worden sein sollen. An der Nichterfüllung solcher Erwartungen

und Voraussetzungen messen alsdann besonders unsere sozialdemokratischen Parteicobdeniten gern die Haltlosigkeit und Verfehltheit der ganzen deutschen Wirtschaftspolitik.

In der Tat sehr einfach und auf den ersten Blick sehr wirksam, aber bei näherem Zusehen gerade für uns Sozialdemokraten am allerwenigsten bedenkenfrei. Denn der Spieß läßt sich in gleicher Weise nach der Gegenseite kehren. Und wenn man auf diese Art die Arbeiterbewegung in ihrer Berechtigung und ihren Leistungen gleichfalls darnach bewerten wollte, ob und inwieweit sie den von einzelnen namhaften ursprünglichen Wortführern mitunter recht feierlich verkündeten Prophezeiungen entspricht, dann wäre sie erst recht ein einziges großes Mißlingen und vor Mit- und Nachwelt endgültig gerichtet. Doch wir halten uns hier mit Recht an ganz andere Maßstäbe und beanspruchen dies nicht minder von anderen. Wir vergleichen das, was die Arbeiter wirtschaftlich und politisch dereinst waren und was sie selbst heute noch ohne ihre wirtschaftlichen und politischen Organisationen sein würden, mit ihrer tatsächlich errungenen Stellung und mit ihren allmählich immer realistischer zu greifenden Aussichten für die nächste Zukunft. Je nach diesem Prüfungsergebnis sprechen wir von falscher oder richtiger Bahn, von bewährter oder gescheiterter Taktik, und das enttäuschende Minus wandelt sich alsdann mit einem Schlag in ein gewaltiges Plus.

Anders läßt sich natürlich die Rolle des Agrarschutzes seit Bismarcks Wirtschaftsreaktion auch nicht geschichtlich und kritisch erfassen. Mir ist zwar überhaupt nichts davon bekannt, daß jemals ein tonangebender Agrarier dem herrschenden handelspolitischen System die Erlöserkraft nachgerühmt hätte: auf diesem Weg sei mit unbedingter Sicherheit zu erreichen, daß selbst bei mehrjährigem Krieg (vielleicht gar: bei Entziehung aller männlichen Betriebsführer, aller ausführenden männlichen Arbeiter, aller Zugtiere, aller eigenen und fremden Transportmittel und beim Versagen aller für die Landwirtschaft notwendigen Hilfsindustrien) die Lebensmittelversorgung der Armeen auf deutschem und ausländischem Boden und dazu die Ernährung der gesamten nichtmilitärischen Bevölkerung keinen Augenblick in die geringste Verlegenheit und Schwierigkeit geraten könne. Unsere Nichtumlerner kämpfen hier doch wohl gegen leicht hinfällige Windmühlen, die sie selber erst für ihre erstaunlich absonderlichen Turnierritte zurechtgezimmert haben. Doch selbst wenn irgendwo solcher bodenlose Wunderglaube gehegt und gepredigt worden wäre und wenn nunmehr die Wirklichkeit offensichtlich hinter solchen eitlen Hoffnungen zurückbliebe: was in aller Welt hat dies mit der nachprüfenden Wertung der ganzen Agrarpolitik und Agrarbewegung des letzten Menschenalters ernstlich zu schaffen? Beweisen ließe sich von dem gewählten Ausgangspunkt aus höchstens das Eine und wahrlich nicht Neue: daß nämlich alle tiefgehenden öffentlichen Massenströmungen und Massenbetätigungen jederzeit, besonders jedoch in ihrem jugendlichen Werdealter, mit übertriebenen und selbst mit verstiegenen Erwartungen einzelner oder vieler verbunden sind. Warum hätte dies bei der großen wirtschaftlichen und politischen Volksbewegung der ländlichen Massen seit dem Ende der siebziger und vor allem seit dem Anfang der neunziger Jahre anders verlaufen sollen? Aber die entscheidende Grundfrage liegt hier, wie bei der Arbeiterbewegung, ganz abseits von diesem selbstgefällig vorgetra-

genen Agitations- und Anekdotenkram und Tagesklatsch, und sie lautet auch hier: Welchen Auf- oder Niedergang nahm seit dem Hereinbruch der überseeischen und osteuropäischen, für die höherstufigen europäischen Produktionsverhältnisse ganz abnormen Agrarkonkurrenz die seinerzeit lebensgefährlich bedrohte deutsche landwirtschaftliche Produktion? In welche Lage würde sie ohne das damalige und spätere staatliche Einschreiten gedrängt worden sein? Wie würde sie heute dastehen ohne ihren politischen Niederschlag, eben die deutsche Agrarpolitik und die sonstige reaktionäre, das heißt antimanchesterliche Agrargesetzgebung? Sollte das Minus, das sich beim Vergleich mit einer leeren, wahrscheinlich sogar erfundenen Behauptung ergibt, nicht abermals zu einem riesigen Plus umschlagen beim Vergleich mit dem, was tatsächlich war, und dem, was bei manchesterlich frei sich selbst überlassenen Verkehr wahrscheinlich eingetreten wäre?

Die Beantwortung des ersten Teils dieser Frage läuft im wesentlichen auf eine einfache statistische Nachprüfung hinaus, die in den Sozialistischen Monatsheften oft genug vorgenommen wurde.¹⁾ Aber auch die letzt-erwähnte Untersuchung braucht keineswegs bloß in willkürlichen Annahmen zu enden; denn die gleichzeitige Agrarentwicklung des freihändlerischen (aber durchaus nicht lückenlos agrarfreihändlerischen) Englands²⁾ bietet den besten Anhalt sich hierbei nicht in nebelhafte Mutmaßungen zu verlieren.



ANSTATT eigener Ausführungen mag heute über Deutschland eine Anzahl mehr oder weniger *Bekehrter* sprechen, die allesamt nach ihrer Parteizugehörigkeit bis vor wenigen Jahren noch als Verfechter des Antiagrariertums aufgetreten sein würden.

Das Organ des Hansabunds, der anfänglich als Hauptsammelpunkt gegen alle agrarische Einseitigkeit gedacht war, ließ sich nach den ersten großen Erfahrungen des Krieges »von einem bekannten Parlamentarier« schreiben:

»Die deutsche Landwirtschaft hat es verstanden in den letzten Jahrzehnten durch intensive Bewirtschaftung des Bodens, durch ein enges Bündnis mit der chemischen Wissenschaft dem durch Kolonisationsarbeiten erweiterten Boden ein Vielfaches gegenüber der frühern Produktion abzurufen. Von 1889 bis 1912 betrug die Zunahme der Gesamterträge in Deutschland bei Weizen 36 %, bei Roggen 59,8 %, bei Gerste 22,9 %, bei Kartoffeln 48,9 %. In bezug auf den Viehbestand wies die Zählung beispielsweise bei Schweinen am 1. Dezember 1892 12 174 442, am 2. Dezember 1912 21 885 073 Stück auf! In den Ernteerträgen pro Hektar steht Deutschland in allen Getreidesorten an der Spitze sämtlicher Kulturländer und überragt um ein bedeutendes beispielsweise Österreich-Ungarn, Rußland, die Vereinigten Staaten und das vielgerühmte Canada, sowie Argentinien. Ohne diese landwirtschaftliche Urproduktion wäre es uns nicht möglich gewesen uns in einer Zeit, in welcher uns der Feind die Lebensmittelzufuhr abgeschnitten hat, selbst zu ernähren. . . Mit vollem Recht ist aus diesem Grunde in der Öffentlichkeit wiederholt betont worden, wie sehr das deutsche Volk der Landwirtschaft dafür dankbar sein soll, daß sie die Volksernährung Deutschlands auch im Kriege und abgeschlossen von allen Zufuhrländern sichergestellt hat. Gegenüber denjenigen, die da glaubten, schon in Friedenszeiten uns in unserer Volksernährung vom feindlichen Ausland abhängig machen zu sollen, bedeu-

¹⁾ Unter den in den Sozialistischen Monatsheften veröffentlichten Artikeln sei besonders auf die jahrelange, unermüdete Aufklärungsarbeit Arthur Schulz' hingewiesen, ferner auf meine Artikel sowie auf Arbeiten von Kaliski, Kranold, August Müller und manchem andern.

²⁾ Über die unvergleichlich ungünstigere Landwirtschaftsentwicklung beim englischen *laissez aller* siehe Schippel Englische Agrarpolitik und Krieg, in den Sozialistischen Monatsheften, 1915 III, Seite 1047 ff.

tet die gegenwärtige Zeit einen Sieg der auch von uns stets vertretenen Auffassung, daß durch Förderung der Landwirtschaft und des Bauernstandes möglichst viel Brot, Getreide und Vieh im eigenen Lande erzeugt werden müsse. . . Wir sollen uns freuen, daß wir in Landwirtschaft, Industrie, Handel und Gewerbe feste Grundpfeiler des deutschen Wirtschaftslebens haben, die sämtlich zu schützen und weiter zu fördern unsere größte Aufgabe für die Zukunft sein wird.«³⁾

Rießler selber wandte sich im Vorjahr in seiner Heidelberger Wahlrede scharf gegen den Vorwurf, er sei ein Feind der Landwirtschaft; »nur Idioten können Gegner der Landwirtschaft sein«. Er stehe in allen agrarischen Fragen, »insbesondere auch in der Frage der Erhaltung der landwirtschaftlichen Schutzzölle« durchaus zu den Erklärungen, die hierüber die nationalliberale Partei klar und zweifellos abgegeben habe.⁴⁾ In seiner Englandkriesschrift legt Rießler nochmals dar, wie sehr uns die Pflege und Stärkung des innern Marktes zum Vorteil gereiche gegenüber England mit seinem viel stärkerem Gewicht der Ausfuhr- und Weltmarktsinteressen, und welche Mitwirkung dabei dem breiten und lebenskräftigen landwirtschaftlichen Grundstock zuzusprechen sei:

»Zunächst sind . . . nach der letzten Berufszählung von 1907 noch über 17 Millionen Menschen, also fast ein Drittel der erwerbstätigen Bevölkerung (in England nur etwa 12 %) landwirtschaftlich tätig. Ich habe schon an anderer Stelle darauf aufmerksam gemacht, daß selbst diese Zahl »lediglich von den entsprechenden Ziffern Rußlands und der Vereinigten Staaten übertroffen wird«, und daß gerade die in Deutschland derzeit vorhandene (uns in diesem Kriege besonders zugute kommende) »Mischung der landwirtschaftlichen, industriellen und kommerziellen Bevölkerung im Interesse einer gesunden Entwicklung der Gesamtwirtschaft besonders zu begrüßen ist«. Diese Tatsache bringt es erfreulicherweise mit sich, daß die deutsche Gesamtwirtschaft nicht auf einem Bein wie die englische sondern auf zwei Beinen steht, die beide gesund und kräftig sind, und daß unsere Landwirtschaft die gesamte Bevölkerung, falls auch diese sich den Zeiterfordernissen anpaßt, für einen langen Zeitraum, im wesentlichen ohne fremde Hilfe, zu ernähren vermag. . . Es steht fest, daß unsere industrielle, im wesentlichen aus Fabrikaten bestehende Ausfuhr von etwa 1882 ab einen im ganzen immer mehr abnehmenden Teil der deutschen industriellen Gesamtproduktion gebildet hat, und daß seit ungefähr der gleichen Zeit die Aufnahmefähigkeit der deutschen Bevölkerung, also der innere Markt, sich rascher und kräftiger entwickelt hat als der äußere.«⁵⁾

Der volksparteiliche Abgeordnete Heckscher hatte, wie er im zweiten Kriegsjahr dem konservativen Justizrat Eschenbach bekannte, »in den letzten Monaten oft mit tiefer Dankbarkeit« an seinen verehrten Lehrer Sering denken müssen, der ihn vor einer »einseitigen, großstädtischen Stellungnahme zur Landwirtschaft glücklich bewahrt« habe:

»Schon vor dem Kriege hat sich die Auffassung der liberalen Parteien von der Bedeutung der Landwirtschaft und ihrer Stellung innerhalb der deutschen Volkswirtschaft glücklicherweise entscheidend geändert. Ich gehe nicht auf Zollfragen ein, die hoffentlich nach dem Kriege aus dem Gebiete der politischen Parteikämpfe in die reineren Regionen objektiver, wissenschaftlicher und volkswirtschaftlicher Betrachtungen gehoben werden mögen. Wir werden viel aus diesem gewaltigen Ringen lernen. Mit an erster Stelle wird die eherne Erkenntnis stehen, daß Deutschland sich im Herzen Europas nur dann unabhängig behaupten und seine herrlichen Aufgaben für die Welt erfüllen kann, wenn es seine Landwirtschaft lebenskräftig erhält und weiter entwickelt. Wir hätten diesen Krieg ohne den unvergleichlichen Aufstieg der deutschen Landwirtschaft nicht führen können. Diese

³⁾ Siehe Industrie, Landwirtschaft und Weltkrieg, im Hansabund vom März 1915.

⁴⁾ Siehe Rießlers Heidelberger Rede vom 14. Juni 1916, nach dem Auszug im Hansabund vom Juli 1916.

⁵⁾ Siehe Rießler England und wir / Leipzig 1914, Seite 74 ff.

Erkenntnis in ganz Deutschland zu verbreiten und zu befestigen wird nach dem Kriege eine der wichtigsten vaterländischen Aufgaben sein.«⁶⁾

Alle solche neueren Kundgebungen, deren Zahl sich noch wesentlich steigern ließe, sind um so bemerkenswerter, weil sie nur die Fortsetzung einer bereits endlos langen Kette von ähnlichen linksliberalen Zugeständnissen bilden. Dem Linksliberalismus aber folgten wir Sozialdemokraten, wie jede einfache Nebeneinanderhaltung unserer und der freisinnigen ersten Wahlhandbücher und ebenso der ersten parlamentarischen Zollreden sofort schlagend offenbart, in den siebziger und achtziger Jahren zunächst ohne die geringste Spur einer eigenen Auffassung: denn eine eigene Auffassung der Handelspolitik ergibt sich wahrhaftig nicht schon daraus, daß man an Stelle der Eugen Richterschen *konsumierenden Masse* einfach die *Arbeiterklasse* setzte, und alsdann weiter noch an Stelle der *ungerechten Schädigung* und der begünstigten *Sonderinteressen* einfach die *blutsaugerische Ausbeutung* und die grundbesitzerische *Klassenherrschaft*. Sollten deshalb unsere Freihandelsradikalen, die noch immer unentwegt auf die manchesterliche geistige Erbschaft jener längstvergangenen Tage schwören, in dem oben skizzierten unaufhaltsamen Meinungsumschwung nicht mindestens eine deutliche Mahnung zur Vorsicht erblicken?



WILL man dennoch dem Vergleich nicht mit früheren Zuständen und Aussichten sondern mit bloßen persönlichen oder parteipolitischen Behauptungen und Erwartungen einen größern Wert beilegen, dann wird man wohl oder übel einräumen müssen, daß in allererster Linie gerade die *freihändlerischen* Versicherungen und Anschauungen aus den Jahren des großen wirtschaftspolitischen Umschwungs schlagend durch die wirkliche Entwicklung widerlegt wurden. Unsere raschlebige Zeit vergißt solche Dinge leider allzu rasch, und unsere großstädtische Presse meidet solche dornigen Erinnerungen.

Die Eugen Richterschen ABC-Bücher und Sündenregister und nach ihnen unsere ehemaligen sozialdemokratischen Wahlfibeln bewiesen seinerzeit *streng rechnerisch* und deshalb, wie man glaubte, unumstößlich: Deutschland habe so gut wie allen anbaufähigen Boden bereits in Benutzung genommen und damit im großen und ganzen den denkbaren Höchststand seiner Getreideerzeugung bereits erklommen. Die Bevölkerung aber kenne keinen Stillstand, sie vermehre sich jährlich um 500 000 Köpfe, so daß sich Jahr für Jahr eine Zunahme des Bedarfs allein an Roggen und Weizen um 86 850 Tonnen ergebe. Zur Deckung »würde jährlich die neue Bebauung von etwa 84 300 Hektar mit Roggen oder Weizen erforderlich sein«. Aus dem Vergleich der Ernte und der Einfuhr ergebe sich, daß »schon gegenwärtig« (im Durchschnitt der Jahre 1881 bis 1894) Deutschland an Brotgetreide zur Versorgung seiner Bevölkerung ein Neuntel aus dem Ausland einführen müsse, so daß über die Widersinnigkeit des Bismarckschen Programms der möglichen Selbstversorgung kein Wort weiter vor wahrhaft fortschrittlich Gesinnten zu verlieren war.⁸⁾

⁶⁾ Siehe Heckschers Brief an Eschenbach, abgedruckt aus der Deutschen Warte in der Deutschen Tageszeitung vom 17. Februar 1915 (Ein freisinniges Urteil über die Bedeutung der Landwirtschaft).

⁷⁾ Siehe Schippel Freisinn und Agrarzollschutz von Richter bis Korell, in den Sozialistischen Monatsheften, 1912 III, Seite 1342 ff.

⁸⁾ Augenblicklich steht mir nur das Richtersche Politische ABC-Buch von 1896, kein früheres, zur Verfügung; Ein Lexikon parlamentarischer Zeitfragen (Berlin 1896); siehe hier Seite 176 ff. (Unentbehrlichkeit des ausländischen Getreides).

Unter wessen Banner marschierte nun der tatsächliche Fortschritt, unter dem der damaligen Kleingläubigen und Nörgler oder unter dem der sogenannten Wirtschaftsreaktionäre? Tatsächlich haben wir seit der Einleitung der neuen deutschen Wirtschaftspolitik bis zum Beginn des gegenwärtigen Krieges unsere Bevölkerung vermehrt um 24 Millionen, also um $48 \times 500\,000$ Köpfe. Wir haben jedoch nicht entfernt $48 \times 84\,300$, daß heißt über 4 Millionen neue Hektar gebraucht (wir bebauen heute in Deutschland, für die 44 Millionen früherer und die 24 Millionen zugewachsener Bevölkerung nur wenig über 8 Millionen Hektar mit Roggen und Weizen zusammen, gegen 7,7 Millionen Hektar im Durchschnitt der 3 Jahre 1878 bis 1880) und sind trotzdem zu einer Unabhängigkeit vom Ausland gelangt, wie sie sich die manchesterliberalen Gegner Bismarcks niemals hätten träumen lassen. Man kann eben auch im Kleinmut und in der Verneinung Unglaubliches leisten.

Oder waren unsere Freihändler mit ihren kritischen Einwänden glücklicher, wenn sie über die Bismarckschen Sorgen um die dauernde und sichere Offenhaltung unserer Auslandsbezüge sehr von oben herab spotteten? Erst neuerdings wurde wieder darauf hingewiesen, daß Bismarck in der Reichstags-sitzung vom 14. Juni 1882 darlegte:

»Wir haben kein Recht die Kornerzeugung im Inlande zurückgehen zu lassen, wir würden dabei mit großen Gefahren für die Zukunft spielen. . . Wenn wir wirklich dahin kämen, daß wir das Getreide, was wir notwendig verzehren müssen, nicht mehr selbst bauen können: in welcher Lage sind wir dann, wenn wir in Kriegszeiten keine russische Getreideeinfuhr haben und vielleicht gleichzeitig von der Seeseite blockiert sind, also überhaupt kein Getreide haben?«

Darauf erwiderte der sonst so grundgescheite Abgeordnete Bamberger mit dem ganzen Hochmut der doktrinären Überlegenheit: die Theorie, die der Reichskanzler vorgeführt habe, sei »so veraltet«, daß man sie selten noch aussprechen höre, »sogar in den Kreisen, die wenig mit diesen Dingen sich abgeben«:

»Wann ist zum Beispiel in den letzten 50 Jahren (die letzten 50 Jahre sind nicht einmal charakteristisch für die Gegenwart) ein Land verhindert worden sich die nötigen Brotstoffe zu verschaffen durch einen internationalen Krieg? Ich möchte ein Beispiel anführen hören. Wir haben nur eine Not dieser Art gekannt, das war die Baumwollnot, und diese kam davon her, daß in dem Lande, welches damals beinahe ganz exklusiv (wie es nur wenige Fälle gibt) die größte Quantität Baumwolle lieferte, ein Krieg und eine Blockade existierte. Daß aber eine Getreidenot entstanden sei durch kriegerische Zwischenereignisse, das ist unerhört in der modernen Geschichte seit 50 Jahren; und es ist eine so entsetzlich entfernte Möglichkeit, daß man sie nach dem mathematischen Begriff des Unendlichkleinen eine Unmöglichkeit nennen kann. Und einer solchen diminutiven Möglichkeit oder Unmöglichkeit gegenüber zu sagen, man solle ein Land verurteilen, gegen sein anderweitiges herrschendes Interesse sich exklusiv dem Getreidebau zu widmen, während alles darauf hindeutet, daß es nur sein Heil finden kann in der Vermehrung seiner Exportverhältnisse zum Ausland, des Exports, weil die innere Produktion schon allein Herrin des eigenen Landes ist, das heißt wirklich einen nationalen Zustand herbeiführen wollen, von dem niemand sprechen wird, der sich ein Bild davon machen kann.

Wir haben uns seitdem nicht »exklusiv« dem Getreidebau gewidmet. Wir haben seit dem Ende der siebziger Jahre bis 1912 allerdings unsere Ernten emporgebracht: beim Roggen von 5 bis 6,9 Millionen Tonnen auf $10\frac{1}{2}$ bis $11\frac{1}{2}$ Millionen Tonnen, beim Weizen von $2\frac{1}{3}$ bis $2\frac{2}{3}$ auf 4 und über $4\frac{1}{3}$ Millionen Tonnen, bei den Kartoffeln von 19 bis $23\frac{2}{3}$ auf selbst im Mißerntejahr 1911 $34\frac{1}{3}$ und im guten Jahr 1912 über 50 Millionen Tonnen, beim Hafer von 4,2 bis 5,1 auf 7,7 bis 8,5 Millionen Tonnen, selbst bei der

Gerste immerhin noch von 2,1 bis 2,3 auf 2,9 bis 3,5 Millionen Tonnen. Aber daneben hat unsere Viehhaltung einen ungeahnten Aufschwung erfahren: zwischen 1873 (beziehungsweise 1883) und 1912 bei den Pferden von 3,35 (3,52) auf 4,51 Millionen Stück, bei den Rindern von 15,78 (15,79) auf 20,16 (19,07 20,63) Millionen Stück, bei den Schweinen von 7,12 (9,20) sogar auf 21,88 (19,07 22,15) Millionen Stück. In den gleichen Zeitraum fällt das erstaunlichste Wachstum unserer Zuckerindustrie und noch manches andere landwirtschaftlichen oder mit der Landwirtschaft auf das engste zusammenhängenden Produktionszweigs. Unsere städtische industrielle Entfaltung, wesentlich mit auf die breite kaufkräftige agrarische Grundlage mit ihren ungeheuren persönlichen und produktiven Bedarfen gestützt, hat unterdes gleichfalls Triumphe gefeiert, und die Ausfuhr war zwar nicht allein »unser Heil«, aber Anlaß zur Klage hatte sie, als Ganzes betrachtet, gleichfalls nicht. Welcher der beiden entgegengesetzten Äußerungen stehen wir deshalb heute, nach mehr als einem Menschenalter, innerlich näher? Wer gab den tieferen Triebkräften unserer wirtschaftlichen Höherentwicklung den treffendern Ausdruck? Wo war die *bewährte* Erwartung?

Vor reichlich einem halben Jahr erschien über die deutsche Landwirtschaft im freihändlerischen England eine Denkschrift des Landwirtschaftsamts, zu der Lord Selborne selber in seinem Vorwort schrieb:

»Meine amtlichen Pflichten gingen zum Teil dahin der Landwirtschaft Deutschlands meine Studien zu widmen, und im Verlaufe dieser Tätigkeit offenbarte sich mir, daß, wenn die Landwirtschaft in Deutschland während der Periode von 1895 bis 1914 [?] keine größeren Fortschritte gemacht hätte als im Vereinigten Königreich [England und Wales, Schottland und Irland], das Deutsche Reich schon lange vor dem zweiten Kriegsjahr mit seiner Lebensmittelversorgung zu Ende gewesen wäre, so daß tatsächlich der Krieg seitens Deutschlands ebenso mit der landwirtschaftlichen wie mit der militärischen Organisation der Nation durchgeföhrt wurde.«⁹⁾

Auch vom Feind läßt sich vieles lernen. Und gerade weil dieses Urteil vom bisher freihändlerischen, heute jedoch in allen freihändlerischen Anschauungen schwer erschütterten England herrührt, sollten es unsere manchesterlichen deutschen Handelspolitiker doppelt beachten.

HERMANN MATTUTAT · DIE HERANZIEHUNG DER FRAU ZUR GEWERKSCHAFTLICHEN ORGANISATION

DIE letzten 20 Jahre vor Ausbruch des Krieges haben der gewerkschaftlichen Bewegung einen außerordentlichen Aufschwung gebracht. Im Jahr 1913 zählten die freien Gewerkschaften, die Hirsch-Dunckerschen Gewerksvereine und die christlichen Gewerkschaften zusammen rund 3 Millionen Mitglieder, darunter 257 236 weibliche. Dieser Aufschwung konnte zu dem Glauben verleiten, daß nunmehr auf Grund der jahrzehntelangen Gewerkschaftsarbeit die Überzeugung von der Notwendigkeit und Unentbehrlichkeit der gewerkschaftlichen Organisation innerhalb der gewerblichen Arbeiterschaft fest verankert sei und in ununterbrochenem

⁹⁾ Siehe German Farming, in den Times vom 31. Juli 1916. Mein Exemplar ist, wie so oft während des Krieges, an einer Stelle etwas schadhafte; die Jahreszahl 1914 könnte vielleicht auch 1913 oder 1915 zu lesen sein.

weitem Anwachsen der Mitgliederziffern bei den einzelnen Organisationen zum Ausdruck kommen werde. Leider hat sich diese schöne Illusion, die nicht wenige hegten, sehr rasch wieder verflüchtigt. Als bald nach Ausbruch des Krieges trat ein starker Rückgang des Mitgliederstandes der Gewerkschaften ein, der auch jetzt noch nicht völlig zum Stillstand gelangt ist. Nur in einigen Berufen macht sich eine kleine Besserung bemerkbar, die aber die erlittenen Verluste bei weitem nicht ausgleicht. Der Mitglieder-rückgang ist allgemein. Bei den freien Gewerkschaften verminderte sich die Mitgliederzahl bis Ende 1915 von 2 548 763 auf 1 146 377, also um 55%, bei den Hirsch-Dunckerschen Gewerkvereinen von 106 618 auf 61 086, um 42 %, und bei den christlichen Gewerkschaften von 344 785 auf 176 137, um 48 %.

Soweit es sich um die Abnahme der männlichen Mitglieder handelt, liegt die Erklärung für diese Erscheinung sehr nahe. Sie ist in der Hauptsache auf die Einberufungen zurückzuführen. Durchaus zutreffend ist es zwar, wenn das Korrespondenzblatt der Generalkommission in seinen Betrachtungen über die Mitgliederbewegung bei den freien Gewerkschaften im Jahr 1915 darauf hinweist, daß für die zum Heer Einberufenen keine Notwendigkeit vorlag ihre Mitgliedschaft aufzugeben, da die Organisationen deren Aufrechterhaltung über die Dauer der Einberufung hinaus sehr leicht machen und eine Beitragszahlung nicht erforderlich ist. Der Gewerkschaftsgedanke ist aber in der Arbeiterschaft noch nicht so tief eingedrungen, daß sie die ununterbrochene Zugehörigkeit zur Organisation als selbstverständliche Pflicht betrachtet und allgemein danach gehandelt hätte. Meist haben nur die älteren und verheirateten Mitglieder im Hinblick auf die bei den Organisationen bestehenden Unterstützungseinrichtungen ein Interesse an der Aufrechterhaltung der Mitgliedschaft. Die jüngeren setzen sich darüber hinweg; die Nachteile, die ihnen dadurch entstehen, finden keine genügende Beachtung und fallen für sie nicht schwer genug ins Gewicht, um sie zu einer andern Haltung zu veranlassen. Für die Gewerkschaften ist das nicht ohne Bedeutung. Im Interesse ihrer Ausdehnung und der Festigung ihres Mitgliederstandes werden sie nach dem Krieg darauf bedacht sein müssen die leichtherzige Aufgabe der Mitgliedschaft noch mehr als bisher zu erschweren. Wie notwendig das ist, zeigt auch der Abgang solcher Mitglieder, die während des Krieges ihrer Organisation den Rücken kehrten, ohne einberufen zu sein. Vorwiegend wurde dieser Abgang durch die lange Arbeitslosigkeit veranlaßt, die bei Beginn des Krieges eintrat, ferner durch die Verschiebungen in der Industrie, die in seinem spätem Verlauf vor sich gingen, das Eingehen gewerkschaftlicher Organisationen in den Grenzgebieten und die starken Einberufungen von Gewerkschaftsbeamten zum Heeresdienst. In zahlreichen Fällen wurde durch den hierdurch verursachten Mangel an gewerkschaftlichen Funktionären und agitatorisch tätigen Kräften der oft unter schweren Mühen und Opfern herbeigeführte Zusammenschluß in den kleinen Zweigvereinen und Zahlstellen vollständig zerstört, und diese wurden dadurch aufgelöst. Wo dieser schlimmste Fall nicht eintrat, trieb doch vielfach die Arbeitslosigkeit einen großen Teil der Mitglieder von ihrem Wohnsitz fort oder zwang sie in andere, ihnen bis dahin fremde Berufe hinein, und so fanden sie teils aus Gleichgültigkeit teils aus anderen Gründen den Weg zu ihrer Organisation nicht wieder zurück.

Einigermaßen auffällig erscheint es, daß die freien Gewerkschaften am stärksten von dem Mitgliederrückgang betroffen wurden. Die Erklärung hierfür dürfte sich aber aus der Zusammensetzung der Mitglieder bei den verschiedenen Organisationsrichtungen ergeben. Bei den Hirsch-Dunckerschen Gewerkvereinen überwiegen erfahrungsgemäß die älteren Jahrgänge, die für die Einberufung nicht mehr in Betracht kommen, während bei den christlichen Gewerkschaften die Eisenbahnarbeiter und -angestellten einen starken Anteil an der Mitgliedschaft haben und diese durch den Krieg nur in verhältnismäßig geringem Maß in Mitleidenschaft gezogen wurden.

Noch auffallender ist aber der starke Rückgang der weiblichen Mitglieder bei fast allen Organisationen. Im Jahr 1913 betrug die Zahl der weiblichen Mitglieder bei den Freien Gewerkschaften 223 676, bei den Hirsch-Dunckerschen Gewerkvereinen 5 937 und bei den christlichen Gewerkschaften 27 623. Gegenüber der Zahl der beschäftigten Arbeiterinnen ist dies als Resultat einer jahrzehntelangen unausgesetzten intensiven Organisationstätigkeit unter den Frauen recht unbefriedigend. Die Gewerkschaften haben es an Opfern für die Werbung und Heranziehung der Frauen zur Organisation nicht fehlen lassen. Trotzdem ergaben sich in dem genannten Jahr als Frucht dieser Bemühungen auf 1000 gewerblich beschäftigte Frauen nur 67 organisierte Arbeiterinnen, denen für 1000 beschäftigte Männer 281 organisierte gegenüberstanden. Dieses unbefriedigende Verhältnis hat sich seit Beginn des Krieges noch erheblich verschlechtert, da die Zahl der organisierten Frauen bei den freien Gewerkschaften um 51 575 oder 23 %, bei den Hirsch-Dunckerschen Gewerkvereinen um 1820 oder 27 % und bei den christlichen Gewerkschaften um 3 381 oder 15 % zurückgegangen ist. Dieser Rückgang fällt um so schwerer ins Gewicht, als während des Krieges die Frauenarbeit einen ganz ungewöhnlichen Aufschwung zeigte und so eigentlich die Voraussetzungen für eine allgemeine Zunahme der weiblichen Mitglieder gegeben waren. Die von dieser Annahme ausgehende Agitation der Gewerkschaften vermochte jedoch nicht nennenswerte Resultate zu erzielen, ja nicht einmal die eingetretene Fahnenflucht der weiblichen Mitglieder wesentlich zurückzudämmen. Erst in neuerer Zeit trat hierin eine Besserung ein, und es gelang einer Anzahl Organisationen in starkem Maß weibliche Mitglieder zu gewinnen.

Recht interessant ist, was Genosse Quarck als Erklärung für die Verluste der Gewerkschaften an weiblichen Mitgliedern und für deren geringe Werbekraft auf die Frauen anführt.¹⁾ Dennoch vermag ich seine optimistischen Ansichten über die Organisationsfähigkeit der Frauen wie auch seine Auffassung über den Mitgliederrückgang nicht zu teilen. Quarck befindet sich im Irrtum, wenn er den Rückgang der weiblichen Mitglieder bei den gewerkschaftlichen Organisationen wie deren geringen Werbeerfolg unter den Arbeiterinnen mehr oder weniger den Verbandsleitungen und dem Verhalten der männlichen Mitglieder gegenüber den Frauen zur Last legt. Dabei soll keineswegs bestritten werden, daß bei der Frauenorganisation Fehler vorkommen. Wo geschähe das nicht? Solche Fehler sind unvermeidlich, besonders in gegenwärtiger Zeit. Ebenso mag in manchen Betrieben das kollegiale Verhältnis zwischen Arbeitern und Arbeiterinnen

¹⁾ Siehe Quarck Organisation und Lohnpolitik der Frauenberufarbeit, in diesem Band der Sozialistischen Monatshefte, Seite 24 ff.

zu wünschen übriglassen. Derartiges erklärt sich leicht aus den Umwälzungen in der Industrie und den Umständen, unter denen Männer und Frauen zusammenarbeiten müssen. Daraus entstehen vielfach Nachteile für die Arbeiter, die schließlich hier und da zu Konflikten führen. Solche Vorkommnisse sind aber so lokaler Art, daß sie von keiner allgemeinen Wirkung auf den Stand der weiblichen Mitgliedschaft bei den Gewerkschaften sein können und deren Werbetätigkeit unter den Arbeiterinnen nicht zu beeinträchtigen vermögen. Den Beweis hierfür liefert die Tatsache, daß in den Berufen mit dem stärksten Zugang an weiblichen Arbeitskräften während des Krieges auch die betreffenden Organisationen die stärkste Zunahme an weiblichen Mitgliedern hatten. Wenn dies nicht noch mehr der Fall war und der Mitgliederzugang nicht der Zahl der beschäftigten Arbeiterinnen entsprach, so kommt das nicht aus einem Mangel an zartem Entgegenkommen seitens der Verbandsfunktionäre oder der männlichen Arbeiter sondern aus anderen, allgemeineren Ursachen. Man geht wohl nicht fehl, wenn man den Verlust der weiblichen Mitglieder auf die gleichen Ursachen zurückführt, die das Absplittern der nichteinberufenen männlichen Organisierten bewirkten und hier bereits erwähnt wurden. Die lange Arbeitslosigkeit, unter der namentlich die Frauen zu leiden hatten, zerriß für viele den Zusammenhang mit der Organisation. Nur ein Teil dieser Arbeiterinnen fand sich zur Organisation zurück, als sich wieder Beschäftigung fand, die übrigen verfielen von neuem der Indifferenz, die bei den Frauen nur äußerst schwer, weit schwerer als bei den Männern zu besiegen ist.

Auch die Gewinnung des indifferenten männlichen Arbeiters für die Organisation geht nicht ohne Schwierigkeiten vor sich. Es bedarf dazu erst einer sehr weitgehenden Erziehungsarbeit, bei der aber zu statten kommt, daß der Arbeiter durch seine Umgebung und seine Arbeitsgenossen auf den Anschluß an die Organisation vorbereitet wird; er vollzieht diesen schließlich nüchtern und verstandesmäßig, weil er seine Notwendigkeit anerkennt. Dazu kommt als wichtigste Tatsache: Die gewerbliche Tätigkeit ist für den Mann Lebensaufgabe, auf der seine und seiner Familie Existenz beruht. Er sieht bald ein, daß er allein zur Hebung und Sicherung seiner Existenz nichts tun kann und zur Verbesserung seiner wirtschaftlichen Verhältnisse der gewerkschaftlichen Organisation bedarf. In der Erkenntnis dieser Notwendigkeit neigt der männliche Arbeiter dazu sich nicht nur mit dem passiven Anschluß an die Organisation zu begnügen sondern aktiv mitzuwirken, insbesondere nach seinen Kräften werbend für die Organisation tätig zu sein. Daneben gibt es selbstverständlich auch zahlreiche männliche Arbeiter, die trotz der Zugehörigkeit zur Organisation nie aus ihrer Passivität heraustreten und sich ihr lediglich anschließen, weil sie sich dem Drängen ihrer Mitarbeiter nicht zu entziehen vermögen oder sich zum Beitritt nur entschließen, um augenblickliche Vorteile zu gewinnen und sich die Vergünstigungen der Unterstützungseinrichtungen in der Organisation zu verschaffen. Aus ihnen rekrutieren sich überwiegend die fluktuierenden Elemente in den Gewerkschaften, die bei jeder Gelegenheit absplittern und trotz allen Bemühungen bis jetzt nicht dauernd an die Organisation gebunden werden konnten. Diesen und ähnlichen Elementen fehlt das Verständnis für die Aufgaben der Organisation. Die für diese Zwecke nötigen Ausgaben erscheinen ihnen überflüssig. Die Solidarität mit ihren Klassengenossen ist ihnen etwas Unbekanntes. Sie nehmen wohl die Vorteile als etwas Selbst-

verständliches hin, die die Organisation in der Verbesserung der Lohn- und Arbeitsbedingungen errungen hat, halten sich aber zu Gegenleistungen nicht für verpflichtet.

Die Gleichgültigkeit der Frauen ist ähnlicher Art. Nur kommt hier noch eine völlig andere Betrachtung ihrer Lebenslage hinzu. Mag auch noch so wenig Ursache dazu bestehen, so hält doch der größere Teil der Frauen die Berufstätigkeit lediglich für eine vorübergehende Erscheinung. Fast jede Frau neigt zu dem Glauben, daß sie mit ihrer Verheiratung von der gewerblichen oder sonstiger Berufsarbeit befreit wird und sich dann unbeschränkt ihrem Hauswesen widmen können. Daran ändert das Beispiel der Tausende von Frauen nichts, die trotz Verheiratung und Familie nach wie vor einer Erwerbstätigkeit nachgehen müssen; denn jede rechnet darauf, daß gerade sie eine Ausnahme bilden werde. Schon allein aus diesem Grund steht die Mehrzahl der erwerbstätigen Frauen der gewerkschaftlichen Organisation völlig teilnahmslos, teilweise sogar direkt feindlich gegenüber. Die Beiträge für die Organisation sind für sie weggeworfenes Geld, und so mancher organisierte Arbeiter kann über die Vorwürfe, die er deswegen von seiner Frau zu ertragen hat, ein wenig erbauliches Lied singen. Die Notwendigkeit der Organisation wird nur von wenigen Frauen erkannt; sie liegt ihrem Ideenkreis, der lediglich auf die Befriedigung der eigenen Bedürfnisse gerichtet ist und in der weiblichen Erziehung und der Abschließung der Frauen wurzelt, völlig fern. Für die von der Organisation gebotenen Vorteile zeigt die Frau wenig Verständnis, sie erscheinen ihr nebensächlich und für ihre Bedürfnisse zwecklos. Diese Auffassung ist für viele Arbeiterinnen nicht ganz unbegründet. In den Jahren, in denen die Arbeiterin die Erwerbstätigkeit aufnimmt, hält sie die Gefahr einer Erkrankung noch für verhältnismäßig gering, wenn auch unberechtigterweise. Infolgedessen bildet die Krankenunterstützung der Organisation für sie kein besonderes Reizmittel. Noch weniger beachtet sie die Arbeitslosen- und Notstandsunterstützung der Gewerkschaften. In normalen Zeiten haben die Frauen unter Arbeitslosigkeit am wenigsten zu leiden. Die Nachfrage nach weiblichen Arbeitskräften übersteigt in der Regel das Angebot oder kommt ihm doch meist sehr nahe. Ein Berufswechsel wird sehr leicht vorgenommen; nur in einzelnen Berufen ist eine größere Bodenständigkeit vorhanden, die die Erlangung anderer Arbeitsgelegenheit erschwert. Außerdem haben sehr viele Frauen Anschluß an ihre Familien, deren Unterstützung ihnen über die Schwierigkeiten der Arbeitslosigkeit hinweghilft. Dieses Verhältnis der Arbeiterinnen und weiblichen Angestellten zu ihrer Familie ist von weitgehender, vielfach nicht genügend gewürdigter wirtschaftlicher Bedeutung. Es führt nicht nur in hohem Maß zu der von den Frauen geübten Lohnunterbietung sondern unterstützt auch ihre Gleichgültigkeit gegenüber der gewerkschaftlichen Organisation. Zahlreiche Eltern nehmen es als ganz selbstverständlich hin, daß ihre Töchter in einem gewerblichen oder kaufmännischen Betrieb in einer Weise entlohnt werden, die bei weitem nicht die Kosten der Ernährung, geschweige denn der Kleidung und der sonstigen Bedürfnisse deckt. Nicht besser steht es bei den verheirateten Frauen. Sie arbeiten häufig nur zu dem Zweck, um etwas für den Familienhaushalt hinzuzuverdienen. Das schlimmste Beispiel bietet in dieser Beziehung die Heimarbeit. Ob dieser Verdienst dem Zeit- und Arbeitsaufwand entspricht und die dadurch veranlaßte Inanspruchnahme der Frau nicht schließlich dem Haus-

halt mehr Schaden als Nutzen bringt, wird meist nicht näher geprüft. Es ist daher nicht übertrieben, wenn man behauptet, daß ohne die Unterstützung der Familie drei Viertel aller Frauenarbeit zu den bisherigen Löhnen unmöglich wäre, daß sich dann die Unternehmer entschließen müßten beträchtliche Lohnerrhöhungen vorzunehmen. Die von ihrer Familie unterhaltene Frau empfindet ihre miserable Bezahlung nicht und begreift daher auch nicht, welch elendes Dasein ihre Nebendarbeiterinnen führen müssen, wenn ihnen jene Stütze abgeht. Von einem Klassen- und Standesbewußtsein ist bei den erwerbstätigen Frauen wenig zu bemerken. Lediglich in den Berufen, in denen die gewerkschaftliche Organisation Eingang gefunden hat, existieren bessere Verhältnisse. Auch die gewerkschaftliche Solidarität steht bei den Frauen im allgemeinen auf sehr schwachen Füßen und verträgt keine besondere Erschütterung. Erfolgt der Anschluß an die Organisation, so hat es gewöhnlich mit der Beitragszahlung sein Bewenden, und über den gelegentlichen Versammlungsbesuch geht die Teilnahme am gewerkschaftlichen Leben selten hinaus. Die klassenbewußte und aktiv tätige Frau genießt bei ihren Mitarbeiterinnen wenig Ansehen und vermag keinen allzu großen Einfluß auszuüben.

So fehlt sehr stark die Möglichkeit gewerkschaftlich erzieherisch auf die Frauen einzuwirken. Auch bietet sich nur selten die Gelegenheit durch den kameradschaftlichen Verkehr bei der Arbeit zwischen den Arbeiterinnen und den organisierten Arbeitern eine gewerkschaftliche Annäherung herbeizuführen. Dieser kameradschaftliche Verkehr bewegt sich überdies in sehr engen Grenzen. Von den meisten Arbeitern wird, wenn auch vielfach mit Unrecht, die Frau nicht für voll angesehen, ihr Intellekt wird niedrig eingeschätzt. Das erklärt sich aus der Stellung der beiden Geschlechter zu einander, aus der untergeordneten Position, die die Frau einnimmt. Dem männlichen Arbeiter ist zudem das Wesen der Frau fremd, ihr Denken und Fühlen weicht von dem seinigen ab. Über politische Fragen kann er sich mit ihr meist gar nicht, über wirtschaftliche nur dann unterhalten, wenn sie nicht über die nächstliegenden Haushaltsschmerzen hinausgehen. Die Frau beschränkt sich in der Regel auf den Verkehr mit ihresgleichen. Ihr Ideenkreis wird dabei von endlosen Auseinandersetzungen über Haushalt, Kleidung und persönlichen Klatsch beherrscht; die politische oder gewerkschaftliche Presse zu lesen verschmäht sie. Verhältnismäßig wenige Frauen treten aus diesem allgemeinen Rahmen heraus. Deshalb findet auch die Frauenorganisation in den eigenen Reihen eine so geringe Förderung.

Diese Verhältnisse lassen es verstehen, wenn man in Arbeiterkreisen der Ausbreitung der Frauenerwerbstätigkeit mit sehr gemischten Gefühlen gegenübersteht und sich dagegen sträubt, daß die gegenwärtigen Zustände unverändert im Frieden fortbestehen sollen. Dennoch ist man sich wohl so ziemlich allgemein darüber im klaren, daß, wo die Notwendigkeit für die weitere Anwendung der Frauenerwerbsarbeit in einem Beruf vorhanden ist, sie sich durchsetzen wird und es töricht wäre dagegen anzukämpfen. Aber es kann auch kein Zweifel sein: In einer Reihe von Berufen wird die Frauenarbeit wieder verschwinden, in anderen ganz erheblich zurückgehen, weil die dort gestellten Anforderungen von der Frau ohne erheblichen Schaden für ihre Gesundheit wie auch für die Gesellschaft auf die Dauer nicht erfüllt werden können. Dazu ist besonders das Baugewerbe zu rechnen. Es

hat lange genug gedauert, bis die unwürdigen Zustände, die durch die Beschäftigung von Frauen auf Bauten entstanden, abgeschafft werden konnten. Niemand, der diese Zustände praktisch kennen lernte, wird sie zurückwünschen. Deshalb erscheint das (von Quarck beanstandete) Verhalten des Bauarbeiterverbands durchaus berechtigt, der die gegenwärtige Beschäftigung der Frauen auf Bauten nur als vorübergehend betrachtet und es ablehnt die Frauen in die Organisation aufzunehmen. Bezeichnend genug befaßt sich übrigens ein großer Teil der erwerbstätigen Frauen selbst darauf, daß ihre Erwerbsarbeit nur vorübergehenden Charakter trägt, damit sie auf diese Weise dem Anschluß an eine Organisation entgehen.

Indes, wenn man auch darauf rechnen darf, daß die Erwerbstätigkeit der Frauen nach dem Krieg wieder eine Einschränkung erfährt, so wird sie doch zweifellos in weiterem Umfang bestehen bleiben als in der Vorkriegszeit. Deshalb ist die Organisierung der Frauen für die Gewerkschaften von größter Wichtigkeit. Die Höhe der Löhne wie auch die Arbeitsverhältnisse der Arbeiterinnen sind auf die Gestaltung der Arbeitsbedingungen der Arbeiter von weitestgehendem Einfluß. Das eigene Interesse der Arbeiter und der Gewerkschaften macht es daher nötig zu verhindern, daß die Frauenarbeit noch mehr als bisher zum Zweck des Lohndrucks verwendet wird. Ohne die Mitwirkung der Frauen innerhalb der Organisation ist das nicht möglich. Beide Teile müssen hierbei zusammenwirken. Wir müssen deshalb die Frage prüfen, ob die gewerkschaftlichen Organisationen mit ihren Einrichtungen zu einer stärkern Heranziehung und dauerndem Festhalten der Frauen genügen. Das erscheint nach den Erfahrungen, die bisher gemacht wurden, mindestens zweifelhaft. Die Unterstützungseinrichtungen der Gewerkschaften sind entsprechend ihrer Entwicklung vorwiegend auf die Bedürfnisse der männlichen Mitglieder zugeschnitten und gehen, abgesehen von einigen Ausnahmen, über die Gewährung von Reise-, Umzugs-, Arbeitslosen-, Kranken-, Sterbefalls- und Notstandsunterstützung nicht hinaus. Diese Unterstützungen sind für die Frauen nicht zwecklos, aber sie genügen nicht ihren speziellen Bedürfnissen und fesseln sie nicht besonders, wie überhaupt die gewerkschaftlichen Unterstützungen sich verhältnismäßig rasch erschöpfen und damit ihre Werbekraft einbüßen. Nur wenige Gewerkschaften verfügen über Einrichtungen, die nach dem Außerkräfttreten der vorübergehenden Unterstützungsleistungen dem Indifferenten die Aufrechterhaltung der Mitgliedschaft an sich wertvoll erscheinen lassen. Es sind dies die Verbände der Buchbinder, Buchdrucker, Kupferschmiede, Hutmacher, Lithographen und Notenstecher, deren Mitgliederstand sich infolge der von ihnen gewährten Invalidenunterstützung am besten über den Krieg hinaus erhalten hat. Ähnliche Einrichtungen sollten auch die übrigen Gewerkschaften anstreben. Daneben wäre für die weiblichen Mitglieder die Gewährung von Wöchnerinnenbeihilfe, Aussteuerunterstützung usw. in Erwägung zu ziehen. Einem solchen Ausbau der Unterstützungseinrichtungen stehen zwar die noch vielfach sehr niedrigen Gewerkschaftsbeiträge für Frauen entgegen. Deren Erhöhung dürfte aber kaum unüberwindliche Schwierigkeiten verursachen. Und sie würde um so leichter durchführbar sein, wenn die Unterstützungsleistung mit der Dauer der Unterstützung eine Steigerung erfahren könnte.

Auf solche Weise wäre es möglich nicht nur das Interesse der Frauen für

die Organisation zu vergrößern sondern es auch wach zu erhalten und sie so mehr als bisher mit dieser verwachsen zu lassen. Bekanntlich sind Frauen Versicherungseinrichtungen sehr zugeneigt, wenn sie darin einen Vorteil für sich sehen, wie die Tatsache zeigt, daß sie oft für recht zweifelhafte Versicherungen außerhalb der Organisation ziemlich hohe Beiträge zahlen und für deren Aufrechterhaltung erhebliche Opfer bringen. Diese Fragen sind daher sehr wohl einer Erwägung wert, und wenn es erreichbar wäre, daß in den Unterstützungseinrichtungen der Gewerkschaften bestehende Lücken ausgefüllt und damit die weitere Entwicklung der gewerkschaftlichen Organisation gefördert werden könnte, so darf ein dahingehender Versuch nicht unterbleiben.

AUGUST NIEMANN · WAS UNS DAS VÖLKERSCHLACHTDENKMAL BEI LEIPZIG ZEIGT



LEIPZIGS Völkerschlachtdenkmal ist dem Andenken an den siegreichen Abschluß der Kriege gewidmet, die vor einem Jahrhundert mit Frankreich, im wesentlichen gegen Napoléon, geführt wurden. Zwar hatten diese Kriege noch ein wichtiges Nachspiel in dem kurzen Feldzug, der mit der Schlacht bei Belle Alliance seine Entscheidung fand. Aber die Schlacht bei Leipzig stellte den Sieg des europäischen Bündnisses über Napoléon schon zweifellos fest, sie gibt ein umfassendes Bild der damaligen politischen Lage. Alle Großmächte waren von England bewogen worden Englands gefährlichsten Feind zu bekämpfen. Das Ergebnis des Sieges war die unbedingte Herrschaft des Inselreichs über den Erdkreis. Europa war verarmt, England war im Besitz alles Geldes und hatte freien Zugang zu allen Schätzen der Erde.

Den Zustand, der nach den Befreiungskriegen herrschte, möchte England jetzt wiederum herbeiführen, nur gilt es jetzt einem andern Mitbewerber um Reichtum und Größe. Die Zeiten haben sich geändert, Deutschland ist an die Stelle Napoléons getreten, und für England gilt es wiederum Europa, ja auch Japan und Amerika, gegen Deutschland in den Kampf zu führen. Aber die Zeiten haben sich in einer Weise geändert, die den Plan Englands als verfehlt erscheinen läßt. Napoléon war ein einzelner Mann, auf nichts als seinen großen Geist gestützt und nicht auf dem Thron geboren sondern ein Sohn der Revolution. Die englischen Diplomaten stellten den Fürsten von Gottes Gnaden vor, daß Napoléons Macht ein Attentat auf die Legitimität, auf Thron und Altar in sich schlosse. Und diese kümmerten sich nicht um die Geschichte, die ihnen von den früheren englischen Kriegen erzählte, vom Niedergang Hollands und des ehemals so mächtigen Spaniens, deren Erbe England war. Jetzt haben die Engländer ein Volk angegriffen, ihren *armen Vetter vom Lande*, der sich nun als ein Streiter zeigt, den sie nicht herausgefordert haben würden, hätten sie ihn besser gekannt. Ein Volk, das um seine Existenz kämpft, ist immer ein gefährlicher Feind. England hatte schon lange vor der Napoléonischen Epoche Raubzüge gegen Frankreich ausgeführt, ihm einen Teil der Kolonien genommen und die französische Flotte Jahrhunderte lang so viel wie möglich geschwächt; England gedachte während der großen Revolution noch besondere Vorteile über Frankreich zu erringen. Aber diese chronische

Feindschaft ging geschäftsmäßig und gemächlich zu Werk. Die Engländer sagten sich, daß Frankreich ihnen nicht entrinnen könnte, und daß bei guter Gelegenheit, wenn Preußen und Österreich die Republik zerstört haben würden, der König von England, bildlich gesprochen, wieder einmal auch König von Frankreich werden und wieder in Bordeaux residieren könnte wie in alter Zeit. Da plötzlich erschien ihnen ein blendendes Licht: der Stern des Generals Bonaparte, der aus Frankreich nach Italien hinausstürmte und die Kaiserlich österreichischen Heere in glänzenden Schlachten besiegte.

Die scharfblickenden Engländer erkannten sofort, wer der Mann war, bewunderten sein Genie und versuchten zunächst ihn nach altenglischer Sitte aus dem Weg zu räumen. Die Anschläge mißlangen. Der Bretagner Georges Cadoudal und andere Attentäter hatten es mit einem Sohn Corsicas zu tun, dem von Kindesbeinen an Komplotte und alle Waffen der Rache eine vertraute Sache waren. Im offenen Feld den gefürchteten Feldherrn zu bekriegen vermochten die Engländer nicht. Sie gingen die beiden Wege, die sie auch heute betreten haben: Einerseits besetzten sie ein Küstengebiet, von dem aus sie dem überlegenen Gegner zu schaden versuchten, andererseits reizten sie kurzsichtige Staatsmänner zu einem Bündnis auf. Sie fuhren nach Portugal, versteckten sich in den befestigten Stellungen von Torres Vedras, so wie sie sich heute bei Calais festgesetzt haben, flüchteten auf ihre Schiffe, wenn Napoléon sich näherte, und kamen wieder, wenn er sich entfernte, um ihn in die Ferse zu stechen. Großen Erfolg hatte die englische Diplomatie, deren Klugheit zu bewundern ist, bei den Festlandsmächten Preußen und Österreich, sowie schließlich auch bei Rußland, und so konnte England mehr als 20 Jahre lang Krieg führen, ohne eine eigene Armee zu haben. Die Truppen, die auf der spanischen Halbinsel und schließlich bei La Belle Alliance fochten, waren nur zum kleinern Teil britisch, zum größern Teil angeworbene Hannoveraner, Braunschweiger und Hessen.

Es wäre schwer zu verstehen, wie sich vor 100 Jahren Preußen, Österreich und Rußland bereit finden ließen für England Krieg zu führen, wenn wir nicht heute das selbe jammervolle Schauspiel vor Augen hätten. Welche Leichtgläubigkeit, welche Unwissenheit, welche Hartnäckigkeit, welche Blindheit bei den Lenkern der Völker! Vor 100 Jahren glaubten die Staatsmänner Europas den Engländern alles, dem großen Napoléon nichts. Vergeblich wandte er sich an den König von Preußen, den Kaiser von Österreich und den Kaiser von Rußland, der ihn doch persönlich verehrte, um diese Monarchen davon zu überzeugen, daß die Interessen Frankreichs denen der anderen Nationen nicht zuwiderliefen, und daß allein Englands Ländergier sich nicht mit der französischen Politik vertrüge. Vergeblich trug er den europäischen Großmächten Bündnisse an, indem er ihnen klar zu machen suchte, daß England nicht allein Frankreich sondern unterschiedslos alle anderen europäischen Länder niederzuhalten trachte. Man würde die Torheit der kontinentalen Regierungen gar nicht begreifen, wenn unsere Zeit uns nicht ganz die selbe Torheit so deutlich vor Augen führte. Wie heute so hatte auch damals die englische Presse im Bund mit den englischen Gesandten die Meinung der Völker geblendet, eine unaufhörliche Flut von Entstellungen ergoß sich damals wie heute von London aus über alle Länder. Und Lügen haben nicht immer kurze Beine. Ein Jahrhundert

lang haben die englischen Darstellungen in der Meinung des Volkes und in den Geschichtsbüchern nachgewirkt. Wir alle haben in der Schule gelernt, daß Napoléon ein blutdürstiger Tyrann gewesen sei, und noch heute bedarf es sorgfältigen Studiums, um zu erkennen, wer dieser Mann in Wahrheit gewesen ist. Doch öffnet der jetzige Weltkrieg dem, der sich für Geschichte interessiert, die Augen. und er fragt sich, ob wirklich die Engländer die edlen Befreier Europas sind, für die man sie seit einem Jahrhundert gehalten hat, und ob Napoléon wirklich ein solches Scheusal war, wie die Engländer behauptet haben.

Napoléon hat keine Gelegenheit mehr gehabt der Welt die Wahrheit zu zeigen. Es ist aber ein Zeichen für den feinen Instinkt des deutschen Volkes, daß die Erinnerung an jenen Großen trotz allen Entstellungen lebendig geblieben, daß er für unendlich viele Menschen bei uns ein Heros, eine leuchtende Gestalt ist. Daß die Freiheitskriege uns von seiner Herrschaft befreit haben, wissen wir. Aber leise pocht beim Anblick des Völkerschlachtdenkmal die Frage bei den Denkenden an, ob wir wohl den jetzigen ungeheuren, grauenvollen Kampf zu bestehen haben würden, wenn wir vor 100 Jahren nicht den einzigen Mann niedergeschlagen hätten, der England in Respekt zu halten vermochte. Das Völkerschlachtdenkmal wird immer zum Nachdenken über die Geschichte anregen und als ein riesiges Wahrzeichen der Politik Englands dastehen.

RUNDSCHAU

ÖFFENTLICHES LEBEN

Nationale Bewegung / Ludwig Quessel

Autonomie

Zum Problem der nationalen Autonomie ist neuerdings in der Neuen Rundschau (1917 I, Seite 145 ff.) eine interessante Studie Franz Oppenheimers erschienen, die weitestgehende Beachtung verdient. Ausgehend von Österreich-Ungarn weist Oppenheimer zunächst nach, daß für Staaten, die in ihren Grenzen mehrere Nationalitäten umfassen, eine Lösung des Nationalitätenproblems auf territorialer Basis zumeist nicht zu erreichen ist. Die räumliche Abgrenzung der Nationalitäten wird naturgemäß überall scheitern, wo mehrere Volksstämme ein und das selbe Territorium bewohnen. Unvermeidlich muß eine territoriale Ordnung der nationalen Autonomie in Gebieten, wo die Mehrheit des einen Bezirks in dem nächsten Bezirk Minderheit, und die Minderheit Mehrheit ist, zu unerträglichen Zuständen führen. Dazu kommt, daß das Zahlenverhältnis der Nationalitäten durch Zu- und Abwanderungen sich häufig mit großer Geschwindigkeit verschiebt. Diese und andere Schwierigkeiten der territorialen

Ordnung haben in Österreich zu Versuchen geführt das Ziel auf dem Boden personaler Ordnung zu erreichen. Nicht das Land, sondern der Mensch sollte hinfort als Träger der Nationalität anerkannt werden. Aber auch hierbei ergaben sich Schwierigkeiten. Als Rassen stehen sich die Europa bewohnenden Nationalitäten infolge weitgehender Vermischung viel zu nahe, als daß deren Merkmale ein objektives Kennzeichen der Nationalität abgeben könnten. Auch die Sprache erweist sich nicht immer und überall als ein sicheres Kriterium, weil in Gebieten, wo mehrere Nationalitäten neben und durch einander wohnen, auch die Zahl der Personen, die zwei Sprachen sprechen, die eine als Haus- und die andere als Verkehrssprache, ziemlich groß zu sein pflegt. Oppenheimer tritt deshalb dafür ein, daß für die Nationalität eines Staatsangehörigen seine Willenserklärung entscheidend sein soll: »Jeder Bürger in gemischtsprachigen Bezirken soll in einer eigenen Verhandlung vor einer unparteiischen Behörde erklären, zu welcher Sprach- und Kulturgemeinschaft (Nationalität) er sich rechnet. Auf diese Weise entstehen nationale *Kataster* oder *Matriken*, deren

Mitglieder eine in allen Fragen der Schule usw. autonome Korporation bilden, die, mit eigenem Steuerrecht ausgestattet, ihre Angelegenheiten selbständig in dem für alle Nationalitäten gleichmäßig von der Verfassung gespannten Rahmen verwaltet.«

Wer da weiß, wie stark auf willensschwache Personen, deren Zahl bekanntlich sehr groß ist, soziale Abhängigkeitsverhältnisse einwirken, wird sich der Forderung Oppenheimers bei der Feststellung der Nationalität von allen objektiven Kennzeichen abzusehen freilich nicht ohne weiteres anschließen können. Die Gefahr, daß zum Beispiel deutsche Arbeiter, die einen polnischen Arbeitgeber haben, sich zu der polnischen Nationalität bekennen, und zwar lediglich, um sich ihre Arbeitsstelle zu sichern, ist keineswegs von der Hand zu weisen. Obwohl man Oppenheimer darin beistimmen kann, daß im Prinzip über die Nationalität der Wille entscheiden soll, wird man doch, damit der Wille der sozial abhängigen Staatsbürger auch wirklich rein und unverfälscht zum Ausdruck gelangt, das objektive Kennzeichen der ausreichenden Beherrschung der Sprache derjenigen Nationalität, zu der der einzelne sich vor den Behörden bekennt, nicht entbehren können. Die Heranziehung der Sprache als das objektive Kennzeichen der Nationalität zur Vervollständigung der Willenserklärung als des subjektiven Kennzeichens ist aus dem Grund auch innerlich berechtigt, weil gerade die Erfahrungen des Weltkriegs gezeigt haben, wie stark das Gemeinschaftsgefühl durch gemeinsame Sprache gestärkt wird. Ferner hat die Sprache sich in der nationalen Entwicklung der europäischen Völker im 19. Jahrhundert als ein immer wichtiger werdender Faktor herausgebildet. Nun glaubt Oppenheimer auf das objektive Kennzeichen der Nationalität, das heißt auf die Sprache, deshalb bei der Feststellung der Nationalität verzichten zu können, weil die Eintragung in ein nationales Kataster ja nicht nur das Recht zu wählen und zu bestimmen sondern auch die Pflicht zu zahlen mit sich bringt. Der Umstand, daß derjenige, der sich einmal den Behörden gegenüber zu einer bestimmten Nationalität bekannt hat, nun auch seine Kinder in die Schulen der betreffenden Nationalität schicken und die Mittel für deren gesamtes nationalkulturelles Wirken

mit aufbringen helfen muß, werde, meint Oppenheimer, leichtfertige Erklärungen verhindern. Gewiß liegt in diesen beiden Momenten eine starke Sicherung dagegen, daß die Willenserklärung betreffend die Nationalität wie ein Feiertagsvergönnen beim sonntäglichen Bierkrug angesehen wird. Doch werden sie sich gegenüber den aus der sozialen Abhängigkeit sich ergebenden Einflüssen nicht immer als stark genug erweisen. Die Heranziehung der Sprache wird sich bei der Feststellung der Nationalität daher nicht ganz vermeiden lassen, und es liegt eigentlich auch kein Grund vor von ihr völlig abzusehen.

Von großer Wichtigkeit ist der von Oppenheimer mit gutem Grund stark hervorgehobene Gesichtspunkt, daß die nationale Autonomie nicht nur Rechte sondern auch Pflichten mit sich bringen soll. Die Kosten der nationalen Autonomie soll jedes Volk selbst aufbringen. Indem man in Österreich diesen Gesichtspunkt vernachlässigte und nationale Rechte auf Kosten der Allgemeinheit begründete, rief man den berüchtigten Heißhunger der nationalen Minderheiten nach Parallelklassen, Hochschulen usw. hervor, der irgendeine Grenze für das wirkliche Bedürfnis nicht anerkennen wollte. Sobald dagegen jede Nation weiß, daß Kulturanstalten nationaler Art, die der Staat für sie errichtet, auch durch Erhöhung der Steuerleistung von ihr verzinnt, amortisiert und unterhalten werden müssen (was die Gewährung von Zuschüssen aus allgemeinen Fonds nicht ausschließt), wird sie sich mit ihren Ansprüchen ganz von selbst im Rahmen des Bedürfnisses halten.

Wenn Oppenheimer zum Schluß dann noch sagt, daß das mit der Donaumonarchie eng verbündete Deutsche Reich mit seinen vitalsten Interessen darauf angewiesen sei, daß sein Bundesgenosse sich durch Errichtung der nationalen Autonomie auf personaler Grundlage, und zwar für alle nationalen Minderheiten, von den Hemmungen befreie, die seine militärische und wirtschaftliche Kraft beeinträchtigen, so wird man ihm auch darin vollkommen zustimmen können. Daß die Lösung der verwickelten Nationalitätenprobleme Europas, namentlich des europäischen Ostens, nur durch die Einführung der nationalkulturellen Autonomie erfolgen kann, wurde in dem einleitenden Abschnitt dieser Rundschau (in diesem Band, Seite 99 ff.) bereits dargelegt.

Naher Orient Wie dürftig in Deutschland vor dem Krieg das Wissen von den Völkern des Orients war, wird recht augenfällig, wenn man die während des Krieges in deutscher Sprache veröffentlichten Schriften über den Nahen Orient mit dem vergleicht, was über den selben Gegenstand vor Kriegsbeginn vorhanden war. Allerdings läßt sich nicht verkennen, daß durch die Fülle der Neuerscheinungen unsere Erkenntnisse schließlich mehr in die Breite als in die Tiefe geleitet werden können. Immerhin läßt sich sagen, daß fast jede Neuerscheinung uns Neues und Anregendes zu sagen weiß.

Das gilt insbesondere von dem kleinen, sehr lesenswerten Buch Friedrich Delitzsch' *Die Welt des Islams* /Berlin, Ullstein/. Als seine Hauptaufgabe sieht es Delitzsch an die Glaubenslehre Mohammeds, die so viel Berührungspunkte mit dem Judentum und dem Christentum hat, unserm Verständnis näher zu bringen. Weniger vom Islam selbst als von den Menschen und Völkern, die sich zu ihm bekennen, handelt die Schrift Joseph Hells *Der Islam und die abendländische Kultur* /Weimar, Kiepenheuer/, die insoweit von höchstem Interesse ist, als sie uns zeigt, daß Mohammeds Glaubenslehre eigentlich doch nur das geistige Eigentum der dünnen Ober- und Mittelschichten der mohammedanischen Völker ist. Die Religion der Masse ist im Grunde mehr ein entarteter Mystizismus, der zu den Lehren des Propheten vielfach im Widerspruch steht. Aber gerade dieser *Derwischismus* soll es sein, der dem Islam seine große Werbekraft bei den farbigen Bewohnern des schwarzen Erdteils verleiht. Was die kleine Schrift Hells besonders wertvoll macht, sind seine Ansichten über die Entwicklungstendenzen des Islams, die das Ergebnis eigener Beobachtungen in Syrien, Algier und Ägypten sind. Da ein Eingehen hierauf zu weit führen würde, sei nur bemerkt, daß ein besonders interessanter Zug der modernen Entwicklung das Eindringen nationaler Ideen in die Gedankenwelt des Islams ist. Während wir uns in der Schrift Hells auf dem festen Boden des Selbstgesehenen und -erlebten bewegen, sucht uns Willy Haas in seiner Schrift *Die Seele des Orients* /Jena, Diederichs/ durch philosophische Betrachtungen mit der Psychologie des orientalischen Menschen vertraut zu machen. Er beschränkt sich dabei aber nicht auf die islamiti-

schen Völker sondern versucht den Typus des Orientalen überhaupt, und zwar im Gegensatz zu dem des Okzidentalens, zu umschreiben. Ob Haas mit seiner Psychologie auf dem richtigen Weg ist, mag dahingestellt bleiben. Dem Politiker und Volkswirt wird jedenfalls mit dem Ergebnis der Haasschen Untersuchung, daß das Lebenselement des orientalischen Menschheitstypus . . . das Einförmige und das sich Wiederholende, zusammengefaßt unter dem Begriff des Monotonen, ist, wenig gedient sein. Diese Auffassung kann weder der monumentalen Größe des sich Gleichbleibenden gerecht werden, noch vermag sie in die Tiefen der, im Eigentlichen nichts weniger als monotonen orientalischen Psyche zu dringen. Vor allem aber faßt sie einen gewaltigen Komplex zu einem zu einfachen Schema zusammen und geht schon darum notwendig irre. Vom Haasschen Standpunkt aus bliebe es unbegreiflich, warum gerade der Orient der Sitz so vieler geistesstarker Kulturen war, deren Nachglanz noch heute das Meer der Geschichte erhellt. Starke Zweifel an der Haasschen Feststellung ergeben sich auch, wenn wir William von Baensch auf seiner Nilfahrt begleiten (Von Alexandria nach Chartum /Zürich, Orell Füßli /). Die mit zahlreichen Abbildungen geschmückte Schrift ist vortrefflich geeignet einen allgemeinen Überblick über die Vielgestaltigkeit der alten und neuen Kultur des Nillandes zu gewähren. Mit den politischen Schicksalen des Nillandes in den letzten Jahrzehnten macht uns B. Moritz vertraut (Wie Ägypten englisch wurde /Weimar, Kiepenheuer/). Ein umfangreiches Material ist von dem sachkundigen Verfasser auf gedrängtem Raum meisterhaft verarbeitet worden, wobei auch der Kampf der ägyptischen Nationalisten gegen die Engländer nicht zu kurz gekommen ist.

Mit den Nationalitätenproblemen der asiatischen Türkei beschäftigt sich in eindringlicher Weise der Direktor des Berliner Orientalischen Seminars Eduard Sachau in einer kleinen Schrift *Von asiatischen Reich der Türkei* /Weimar, Kiepenheuer/, in der er auch darauf hinweist, wie sehr die Steigerung der Produktion von einer befriedigenden Lösung der Nationalitätenfrage abhängig ist. Zur Aufrechterhaltung des Friedens unter den Nationalitäten hält Sachau zunächst eine starke Staatsgewalt für notwendig, deren Arbeit vielfach durch Umsiedelungen im großen wesentlich er-

leichtert werden könnte. Die natürlichen Grundlagen des türkischen Staatswesens schildert Alfred Philippson (Das Türkische Reich, eine geographische Übersicht /Weimar, Kiepenheuer/). Merkwürdig ist, daß der Verfasser die wirtschaftlichen Entwicklungsmöglichkeiten in Syrien und Anatolien so überaus ungünstig beurteilt. Auch denen des Zweistromlands stellt er keine sehr günstige Prognose. Demgemäß empfiehlt er »für gewisse Zeit nur solche Eisenbahnen in Angriff« zu nehmen, »die strategisch notwendig sind«. Der sonst verdienstvolle Gelehrte hat sich über die Aussichten des Nahen Orients einem unbegründeten Pessimismus hingegeben und vor allem die Kraft menschlichen Kolonisationswillens stark unterschätzt. In einer Diskussion über die Zukunft der Neukolonisation Palästinas, die er im Berliner Tageblatt führte, wurden seine Ansichten von zionistischer Seite widerlegt. Wie wenig begründet sie auch im allgemeinen sind, geht aus der Schrift A. Mi-Baschans Der arabische Orient und der Krieg /Zürich, Orell Füßli/ hervor, in der der Verfasser auf Grund eigener Erfahrung schlagend dargetut, daß das Hauptübel, an dem die Türkei leidet, gerade der Mangel an Eisenbahnen und Straßen ist; also genau das Gegenteil dessen, was Philippson für richtig hält. In Syrien und Mesopotamien resultieren nicht nur die wirtschaftlichen, sondern auch die politischen Mißstände zu einem großen Teil aus dem Mangel an Verkehrsmitteln. Hochinteressant sind die Schilderungen, die Mi-Baschan von dem Einfluß des Krieges auf Syrien entwirft. Hier wie in Mesopotamien ist der Krieg zu einem erheblichen Teil Wege- und Eisenbahnbau. Zum Schluß sei hier noch auf eine Sammlung interessanter Feuilletons verwiesen, die M. Kaufmann unter dem Titel Pera und Stambul in der verdienstvollen Deutschen Orientbücherei /Weimar, Kiepenheuer/ (der auch die übrigen, oben genannten Schriften des Kiepenheuerschen Verlags angehören) erscheinen ließ.

Kurze Chronik Zum Studium aller Fragen, die mit der Wiederherstellung des polnischen Staates als Glied des russischen Reichs zusammenhängen, hat der Zar am 25. Januar die Bildung einer Kommission unter dem Vorsitz des Ministerpräsidenten angeordnet. ◊ Die parlamentarische Vertretung der österreichischen Ukrainer, die gegenüber den

österreichischen Polen die Schaffung einer gesonderten ukrainischen Provinz in Österreich verlangen, wandte sich in einem Schreiben an Wilson gegen die in der Ententenote vertretene Auffassung, daß die ukrainischen Gebiete Österreichs durch russische Annexion befreit werden müßten. ◊ In Irland ist der Nationalist Graf Plunkett, dessen Sohn als Führer des letzten Aufstands von den Engländern erschossen wurde, zum Unterhausmitglied gewählt worden. Gleichzeitig treffen Nachrichten ein, daß in Dublin, Calway, Limerick und anderen Städten Irlands zahlreiche Verhaftungen stattgefunden haben. ◊ Das Generaloberkommando der 4. osmanischen Armee gibt in der kürzlich als Rotbuch veröffentlichten Schrift Die Wahrheit über die syrische Frage eine mit Originaldokumenten belegte ausführliche Darstellung über die Vorgeschichte der nationalarabischen, gegen die Türkei gerichteten Umtriebe. Das Rotbuch führt aus dem Inhalt französischer Konsulatsarchive den Beweis, daß die arabische Nationalpropaganda von englischen und französischen Agenten in Syrien und Ägypten mächtig gefördert worden ist, um ganz Arabien unter britische Herrschaft zu bringen. ◊ Angesichts der Wirren in Abessinien, die noch keineswegs zum Abschluß gekommen zu sein scheinen (siehe die Rundschau Kolonisation, 1913 II, Seite 1050 ff., und 1916 III, Seite 1240 f.), verdient ein Aufsatz Enzo Littmanns im Korrespondenzblatt der Nachrichtenstelle für den Orient über die Völker Abessiniens Beachtung. Obwohl aus den semitischen, hamitischen und negroiden Stämmen eine eigentliche abessinische Nation sich noch nicht herausgebildet hat und sich wegen des Gegensatzes zwischen dem gemäßigten Klima des Hochlands und dem tropischen Klima des Tieflands auch so bald nicht herausbilden wird, sind die semitischen und hamitischen Hochlandstämme doch die Träger des staatlichen Einheitsgedankens geworden. Den Engländern war dieser Zustand natürlich unbequem. Auf Betreiben des anglo-ägyptischen Patriarchen Mateos, der die Abessinier ihres Treueids entband, wurde der Kaiser Yjasu (Josua), der wußte, daß der Unabhängigkeit seines Landes die größte Gefahr von England drohe und deshalb seine Außenpolitik prodeutsch orientiert hatte, abgesetzt. Ganz ist Kaiser Yjasu freilich noch nicht erledigt. Nach einer Meldung

der Times hat jüngst wieder eine Schlacht zwischen Yjasu und seinen Gegnern stattgefunden. Der Umstand, daß er 7000 Krieger unter seiner Fahne sammeln konnte, beweist, daß ein Teil der Stämme trotz allen britischen Wühlerereien in ihm den Repräsentanten der staatlichen Einheit sieht und weiter zu ihm hält.

WISSENSCHAFT

Philosophie / Raphael Seligmann

Intuitionismus Die Beschäftigung mit der Bergsonschen Philosophie ist in Deutschland durch den Krieg jäh unterbrochen worden. Jetzt, da man das Geistige allmählich wieder um seiner selbst willen, unabhängig von den durch den Krieg bewirkten Parteiungen, zu betreiben beginnt, werden die um ihrer Urheber willen zurückgedrängten Materien wieder vorgenommen. So auch der Bergsonsche Intuitionismus, dem Walter Meckauer eine kritische Untersuchung angedeihen läßt (Der Intuitionismus und seine Elemente bei Henri Bergson /Leipzig, Meiner/). Der Philosoph hat bei seinem Kritiker allerdings einen schweren Stand. Dieser rückt ihm mit den verschiedensten Waffengattungen aus der Rüstkammer älterer und neuerer Forscher, mit zahlreichen Zitaten aus den Werken Riehls, Husserls, Cohens und vieler anderer größerer und kleinerer Autoren, und Zitaten von Autoren, die man anerkennen müsse, hart an den Leib.

Meckauer beginnt seine Untersuchung mit einem Kapitel aus der elementaren Erkenntnistheorie, das er dem etwas undisziplinierten Geist des französischen Metaphysikers auf das eindringlichste einzuschärfen sucht. Und zwar erfahren wir daraus, daß alle Erkenntnis sich notgedrungen zwischen den beiden Polen von Subjekt und Objekt bewegen, daß, wenn etwas erkannt wird, es notgedrungen einerseits ein erkanntes Gegebenes und andererseits ein erkennendes Subjekt, für das dieses Gegebene eben gegeben ist, voraussetzen muß. Daraus schließt er triumphierend auf die vollständige Aussichtslosigkeit eines Verfahrens, das eine an sich seiende, jenseits jedes Subjekt-Objekt-Verhältnisses liegende Substanz annimmt und es dabei unternimmt dem erkennenden Verstand von deren Wesen eine mehr oder minder zutreffende Vorstellung zu geben. Dieser Einwand rich-

tet sich gegen die von Bergson unternommene Konstruktion des materiellen Dinges an sich. Man sieht aber zur selben Zeit, daß, wenn auch dieser Vorwurf speziell gegen Bergson gerichtet sein mag, er doch im Grunde jede andere metaphysische Hypothese treffen muß, und zwar die eines Spinoza, eines Schelling und eines Schopenhauer in noch höherem Maß als die eines Denkens wie Bergson, dessen metaphysische Spekulationen den Stempel ihres rein empirischen Ursprungs noch deutlich an der Stirn tragen. Doch möchte ich dem erkenntniskritisch so geschulten Verfasser zu bedenken geben, daß das Bestreben jeder echten Metaphysik gerade darauf hinausgeht dieser unvermeidlichen Spaltung der Erfahrbarkeit in Subjekt und Objekt auf ihren letzten Grund zu gehen, einen Grund, der aus der Spaltungszone notwendig herausfallen muß, und daß ein derartiges Bestreben nicht nur nicht unzulässig sondern sehr berechtigt ist: berechtigt auch vom Standpunkt des exaktesten und strengsten erkenntniskritischen Korrelativismus aus gesehen. Dieser erkenntniskritische Korrelativismus kann es freilich vorziehen sich innerhalb der Grenzpunkte Subjekt-Objekt zu halten, ohne sich nach rechts und links umzusehen. Er kann aber nicht mit gutem Grund das Suchen (und sei es ein unfruchtbares) nach einer neutralen Unterlage der Subjekt-Objekt-Spaltung als ungesetzlich bezeichnen. Ja noch mehr Ein besonnener Korrelativismus wird sich schließlich sagen müssen, daß die gegenseitige Angewiesenheit der beiden Momente auf einander auf etwas hinausweist, was seinen Halt in sich selber hat und diesen Momenten ein Rückgrat verleiht; sonst wäre nicht abzusehen, weshalb das S , das nur in bezug auf O , und das O , das nur in bezug auf S existieren soll, immerhin im Denken als Potenzen für sich bestehen und sich geltend machen. Eine andere Frage ist es freilich, ob die transzendente, die beiden Spaltungsprodukte S und O in sich vereinigende Basis erkennbar und darstellbar ist. Dies kann der Korrelativismus mit aller Entschiedenheit in Abrede stellen. Aber nicht vermag er mit gutem Grund zu leugnen, daß diese Basis als Postulat im Subjekt-Objekt-Verhältnis enthalten sein kann. Nun beschränkt sich aber in der Regel die Metaphysik nicht auf die bloße Annahme eines transzendenten Substrates, sondern sie bemüht sich

einem natürlichen Drang folgend ein mehr oder minder klares Bild von ihm zu entwerfen. Auch dies ist ganz und gar nicht so anfechtbar wie es auf den ersten Blick scheinen möchte sondern durchaus berechtigt. Der Metaphysiker spricht für gewöhnlich in Metaphern und Analogieen, will sagen er sucht das Verhältnis des unfaßbaren Transzendenten zur empirischen Wirklichkeit wiederum durch Verhältnisse zu illustrieren, die dieser Wirklichkeit entnommen sind. Er verfährt hierin nicht anders als der Mathematiker, der das Verhältnis einer unbekanntem Größe zu einer bekannten an dem anderer, bekannter Größen zu einander verdeutlichen will: nach dem Schema $x : a = b : c$. Setzt man an die Stelle des x die Welt des Transzendenten, an die des a die empirische Wirklichkeit und an die des b und des c beliebige aus dem Bereich der Empirie entlehnte Bilder, so erhalten wir das Verfahren des Metaphysikers, an dem schlechterdings nichts auszusetzen ist. Ein anderes grundlegendes Argument, das der Verfasser gegen Bergson ausspielt, und das er sich aus der Schule der logizistischen Erkenntnisritiker hergeholt hat, besteht in der bekannten Behauptung, daß Anschauung und Erkenntnis zwei von einander grundverschiedenen, disparaten Sphären des menschlichen Geistes angehören, daß mit dem Moment, wo etwas eben als ein Etwas, das heißt als ein Seiendes, Gegebenes, Dastehendes erkannt wird, es eo ipso aufhört angeschaut zu werden, da es mit diesem Moment zu einem Glied eines geordneten Zusammenhangs wird, während die unmittelbare Anschauung in sich beruht und über sich nicht hinausgeht. Dieses Argument wendet sich gegen den Lebensnerv der Bergsonschen Lehre, die den erkennenden Geist in unmittelbarem Kontakt mit dem innersten Kern der Dinge bringen möchte, und die in beredeten Worten diesen Geist dazu auffordert sich durch alle zwischen ihm und den Dingen vom Intellekt errichteten Scheidewände hindurchzuringen, um sie anschaulich zu erleben.

Ein starkes Argument. Aber doch nur deshalb stark, weil die größeren und kleineren Meister, auf deren Worte der Verfasser schwört, den Prozeß des Erkennens von seiner seelischen Wurzel gewaltsam losrissen und in voller Verkennung der Kantischen Auffas-

sung ihn unberechtigterweise verabsolutierten. Eine unvoreingenommene Beobachtung der seelischen Vorgänge zeigt dagegen verschiedene Stufen und Arten des Erkennens nach Maßgabe der engeren oder losern Verknüpfung der subjektiven Potenz mit dem objektiv Gegebenen. Schon der Tastsinn vermittelt uns ein bei weitem intimeres, wenn auch begrenzteres Wissen von unserer äußern Umgebung als der Gesichtssinn, der umfangreichere Ausschnitte der Außenwelt umfaßt, zugleich aber diese vom Subjekt ablöst. Und wer würde bestreiten, daß ein Wissen, das von einem Gefühl herrührt, einen weit intimern Charakter trägt, als ein solches, das von irgendeiner abstrakten Erwägung geliefert wird? Es steht also nichts der Annahme im Weg, daß wir in unserm Innern ein Vermögen besitzen, das uns ein möglichst vollständiges und erschöpfendes Wissen von den Dingen zu verschaffen imstande wäre. Aber ein derartiges Wissen wäre doch nicht ein Erkennen? Weshalb denn nicht? Es besteht absolut kein Grund den gefühlsmäßigen Arten des Gewährwerdens der äußern Umgebung den Charakter des Erkennens abzusprechen, um ihn als das ausschließliche Eigentum einer einzigen Erkenntnisart, der scientificischen, die ordnet, gliedert und einreicht, zu proklamieren. Man kann darüber streiten, ob diese Erkenntnisart unter allen anderen eine bevorzugte oder minderwertige Stelle einnehmen soll. Aber es ist nicht abzusehen, warum gerade das Einordnen und Gliedern einzig und allein den Anspruch auf Erkennen erheben darf; es sei denn, daß man dem Begriff des Erkennens, das im Grunde seines Wesens Erfassen besagt, eine ganz willkürliche, durch nichts gerechtfertigte Deutung gibt. Wenn Bergson also vom Geist ein Sich-hineinversetzen in das Innere der Dinge fordert, so verlangt er nichts anderes als eine möglichst vollständige Erfassung und Durchdringung der Welt: eine Durchdringung, durch die Subjektives und Objektives zu einem Fleisch werden. Allein die Gliederung, der Aufbau, der geordnete Zusammenhang, die Übersicht, alles, was der abstrahierende Intellekt erzeugt, ginge dadurch verloren? Bergson verlangt auch daher die gegenseitige Durchdringung des Gefühls- und des Verstandesmäßigen, wie Kant seinerzeit die unausgesetzte Führungnahme zwischen Erkennen und Anschauen gefordert hat.

Kürze Chronik Der schwedische Philosoph Vitalis Norström ist am 29. November, 60 Jahre alt, gestorben. Er war der bedeutendste Vertreter der Philosophie in Skandinavien. In seiner Geistesart steht er Rudolf Eucken, der ihn auch in Deutschland eingeführt hat, sehr nahe. ◊ Im Alter von 91 Jahren starb am 29. Januar der bekannte Schopenhauerforscher Wilhelm von Gwinner in Frankfurt am Main. Von ihm, der übrigens philosophisch kein unbedingter Anhänger Schopenhauers war, stammt die zuverlässigste Biographie des Philosophen; sie erschien im Jahr 1861 unter dem Titel Schopenhauer aus persönlichem Umgang dargestellt, der dann bei den späteren Auflagen in Schopenhauers Leben umgewandelt wurde. ◊ Der Alfred Ackermann-Teubner-Gedächtnispreis zur Förderung der mathematischen Wissenschaften wurde Emil Zermelo an der Universität Zürich für seine Arbeiten über Mengenlehre zuerkannt. ◊ In dem Nachlaß des Leipziger Privatdozenten Wilhelm Metzger, der, wie in dieser Rundschau (1916 II, Seite 713) berichtet wurde, als Opfer des Krieges starb, hat sich eine Reihe philosophischer Arbeiten gefunden, die der Leipziger Universitätsprofessor Ernst Bergmann nunmehr sichtet und herausgibt. Sein Hauptwerk, Gesellschaft, Recht und Staat in der Ethik des deutschen Idealismus, soll demnächst erscheinen. ◊ Die Leitung der Revue Philosophique de la France et de l'Étranger ist nach dem Tod Ribots, ihres Begründers, seinem Wunsch entsprechend, Lucien Lévy-Bruhl übertragen worden. Der neue Herausgeber steht in seinem 60. Lebensjahr, ist der hervorragendste Vertreter der Geschichte der Philosophie an der Sorbonne und seinem philosophischen Standpunkt nach Positivist. Er hat unter anderm über die Philosophie Comtes wie über die deutsche Philosophie seit Leibniz geschrieben. ◊ Einen Ruf an die Berliner Universität hat David Hilbert erhalten. Hilbert, früher Privatdozent in Königsberg, dann Professor in Göttingen, ist heute einer der bedeutendsten Mathematiker unserer Zeit, er gehört zu den Hauptern der sogenannten strengen Schule der Mathematik. Seine Grundlagen der Geometrie sind der Ausdruck moderner Auffassung der geometrischen Axiome, sie sind für das Verständnis der nicht-euklidischen Geometrie von ausschlag-

gebender Bedeutung und stellen den Versuch einer erkenntnistheoretischen Begründung der Mathematik überhaupt dar, die eine gleichwertige Prüfung von seiten der Philosophie bis jetzt noch nicht gefunden hat. Hilbert, der in Königsberg geboren ist, steht jetzt in seinem 55. Lebensjahr. Es sei daran erinnert, daß er im Jahr 1910 von einer internationalen Kommission unter dem Vorsitz des großen französischen Mathematikers Henri Poincaré den Bolyai-Preis zuerkannt erhielt. ◊ Als Nachfolger Wolfgang Vogts, der im Krieg gefallen ist, wurde der Hallenser Privatdozent Friedrich Pfeiffer zum Professor der Mathematik an die Universität Heidelberg berufen. ◊ An der Berliner Universität habilitierte sich Robert Jentzsch für Mathematik. Seine Antrittsvorlesung behandelte neuere Untersuchungen über die Konvergenz von Funktionenfolgen.

Literatur In einer kleinen interessanten Schrift Vedānta, Platon und Kant /Wien, Urania/ sucht Paul Deussen Parallelen zwischen der altindischen Metaphysik, sofern sie in den Weisheitsbüchern der Vēda Ausdruck gefunden hat, der Philosophie Platons und der Kants zu ziehen. Er führt den Nachweis, daß in all diesen philosophischen Systemen sich ein und der selbe Grundgedanke geltend macht. Und zwar bestehe dieser Gedanke in der absoluten Einheitlichkeit und Unerkennbarkeit des Weltgrundes, dem einzig und allein die wahre Realität zukommen soll, und der Illusorität der sinnlich-wahrnehmbaren Erscheinungswelt, die auf einer Täuschung beruhe. Was den Begründern der altindischen Metaphysik das Atman, das ist das unveränderliche und unwandelbare, der vielheitlichen Erscheinungswelt zugrunde liegende Selbst, war, das nehme bei Platon die Gestalt der Ideen, der permanenten Typen der Schöpfung, und bei Kant die des transzendenten Dinges an sich an. Sowohl die Begründer der altindischen Vēden wie Platon und Kant betrachten den transzendenten Weltgrund als die einzige Realität und halten die sinnliche Erscheinungswelt für illusorisch. Diese kleine Schrift, die alle Vorzüge des bekannten Forschers des 19. Jahrhunderts vorzutreten läßt, kann gleichzeitig als eine treffliche Einleitung in die Metaphysik der großen altindischen Weisen empfohlen werden.

Exakte Naturwissenschaften / Bruno Borchardt

Lichteinheit In der Physikalisch-Technischen Reichsanstalt ist mit der Ausführung sorgsamer Messungen zur Herstellung einer rationellen Lichteinheit begonnen worden. Wir haben zwar in der Hefnerkerze eine in Deutschland in der Praxis ganz allgemein übliche Einheit, doch sind in ihr so viele Willkürlichkeiten enthalten (die Konstruktion, das Material und die Dimensionen der Lampe, der Brennstoff, die Flammenhöhe, der Feuchtigkeitsgehalt der Luft, in der die Lampe brennen soll), daß sie auf eine allgemeine, internationale und dauernde Annahme nicht rechnen kann. Ihr großer Vorzug ist ihre genaue Reproduzierbarkeit, nach den Erfahrungen der Reichsanstalt bis auf 1 % genau. Aber wie sehr demgegenüber bei einer rationellen Einheit die Ausschaltung von Willkürlichkeiten, die mehr oder minder auf individueller Vorliebe beruhen, ins Gewicht fällt, sieht man an der Ersetzung der Siemenseinheit für den elektrischen Leitungswiderstand durch das internationale Ohm. Die rationellste Widerstandseinheit ist die an das absolute elektromagnetische Maßsystem angeschlossene Weberische Einheit, bei der nur noch die Grundeinheiten des Zentimeter-Sekunde-Systems willkürlich sind. Wegen ihrer Kleinheit hat man ihr Milliardenfaches als das wahre Ohm eingeführt. Aber der Vorzug der Reproduzierbarkeit verschaffte der von Siemens eingeführten Quecksilbereinheit einen schnellen und allgemeinen Eingang. Und doch verließ man sie wieder, um zwar bei einer Quecksilbereinheit zu bleiben, aber einer solchen, die sich nach den vorliegenden Messungen dem wahren Ohm möglichst genau anschoß. Der Widerstand einer Quecksilbersäule von 106,3 Zentimeter Länge oder 1,063 Siemenseinheit ist nun als internationales Ohm überall gebräuchlich.

Auch für die Lichtstärke sucht man schon lange nach einer rationellen Einheit. Erheblich rationeller als die Hefnerkerze ist die von dem französischen Physiker Violle vorgeschlagene und nach ihm benannte Einheit, die von der Strahlung des Platins bei seinem Schmelzpunkt ausgeht. Hier liegt die Willkür wesentlich nur in der Wahl des besondern Materials. Aber für den praktischen Gebrauch steht die Viollesche Einheit der Hefnerkerze erheblich nach, weil die Strahlungseigenschaften des Platins von seiner Reinheit abhän-

gen (chemisch ganz reine Metalle gibt es überhaupt nicht), so daß sich hier Abweichungen von 2 bis 3 % zeigen. Um die Strahlung und damit die Lichteinheit von den Eigenschaften des Materials ganz unabhängig zu machen und dadurch rationell zu gestalten, muß man sie auf die Strahlung des schwarzen Körpers begründen, wie er in der Strahlung eines gleichförmig temperierten Hohlraums verwirklicht ist. Dieser Vorschlag ist schon mehrfach gemacht, aber noch niemals ausgeführt worden. In der Reichsanstalt ist man nach dem Vorschlag ihres Präsidenten Warburg schon vor einiger Zeit an die Ausführung der keineswegs einfachen Messungen gegangen. Hiernach soll als Einheit der Flächenhelle die Flächenhelle in der Richtung der Normalen gelten, die einer Hohlraumstrahlung von einer als Normaltemperatur festzusetzenden Temperatur zukommt. Die Einheit der Lichtstärke würde dann das Produkt aus dieser Flächenhelle und einer Fläche von passender Größe sein, durch die man die Hohlraumstrahlung nach außen treten läßt. Um die Einheit der Flächenhelle ungefähr gleich derjenigen der gebräuchlichen Metallfadenlampen zu erhalten, würde man die Normaltemperatur auf etwa 2300° (absolut) festsetzen müssen.

In einem kürzlich in der Deutschen Physikalischen Gesellschaft gehaltenen Vortrag, der jetzt in den Verhandlungen der Gesellschaft veröffentlicht wurde, geht Warburg näher auf den Plan der außerordentlich sorgsamen Messungen zur Feststellung der so definierten Lichteinheit ein. Er zeigt, daß man, um für die Reproduzierbarkeit die doppelte Genauigkeit der für die Hefnerkerze erlangbaren zu erreichen, nämlich $\frac{1}{2}$ %, sowohl bei der Messung der Temperaturen wie der Intensitäten und der Wellenlänge bis an die Grenze der zurzeit gerade noch erreichbaren Genauigkeit gehen müsse. Die Messungen selbst waren in der Reichsanstalt bereits begonnen, mußten aber unterbrochen werden, weil die damit betrauten Forscher durch Kriegsaufgaben vollständig in Anspruch genommen sind. Sobald es die Zeitverhältnisse gestatten, werden die Messungen, die zu ihrer Durchführung sehr gute Apparate erfordern, wieder aufgenommen werden.

Natürlich wird die neue Einheit, falls die Durchführung der geplanten Messungen nicht durch unvorhergesehene Schwierigkeiten gehindert wird, nicht in beliebig vielen Exemplaren hergestellt

werden sondern nur in Anstalten wie der Reichsanstalt oder dem englischen und amerikanischen Staatslaboratorium, wo dann die Wertung eines sekundären Normals, zum Beispiel einer mit bestimmter Stromstärke betriebenen Glühlampe, in der neuen Einheit erfolgen würde. Ist ein solches sekundäres Normal auch an die Hefnerkerze angeschlossen, so ergibt sich dadurch auch deren Verhältnis zur neuen Einheit.

Nordlicht

Über die Natur der kosmischen Strahlen, durch die das Nordlicht hervorgerufen wird, hat K. Birkeland die Ansicht vertreten, daß es sich um Strahlen aus negativen Elektronen handelt, um eine Art von Kathodenstrahlen. Dieser Ansicht ist L. Vegard entschieden entgegengetreten. Schon vor einigen Jahren hat er an verschiedenen Stellen, unter anderm auch in der Physikalischen Zeitschrift, die Vermutung ausgesprochen, daß es sich vielmehr um α -Strahlen handle. Im Winter 1912-1913 hat er eine Expedition nach Bossekop in Finnmarken unternommen, um mit einem lichtstarken Spektroskop von großer Dispersion genaue Bestimmungen im Nordlichtspektrum anzustellen und zugleich Höhenbestimmungen für die Nordlichter zu machen. Der Bericht über diese Untersuchungen, der im Herbst 1913 in der Physikalischen Zeitschrift veröffentlicht war, lieferte für die Frage, ob die Nordlichter durch Elektronenstrahlen oder durch Strahlen vom Typus der α -Strahlen verursacht werden, keine Entscheidung; denn die gefundenen Nordlichtlinien treten in ungefähr der gleichen Weise im Spektrum der α - und Kanalstrahlen und des Glimmlichts (Kathodenstrahlen) auf. Vor kurzem hat Vegard eine ausgedehntere Arbeit in den Annalen der Physik veröffentlicht, die unter Benutzung des reichhaltigen auf der erwähnten Expedition gewonnenen Materials die Frage zu lösen unternimmt.

Bemerkenswert ist zunächst das Ergebnis des Vergleichs zwischen Nordlicht und magnetischen Stürmen, die man gewöhnlich in einen engen Zusammenhang bringt. Es zeigte sich aber, daß das Nordlicht jedenfalls nur einen sehr kleinen Teil der gesamten störenden Kraft hervorruft. Gewiß zeigen an starken Nordlichtern reiche Abende auch starke magnetische Störungen, und oft fällt die Zeit der größten Stärke des magnetischen Sturms mit der Zeit für das hellste Nordlicht zusammen. Im

ganzen aber zeigt der Verlauf beider Erscheinungen typische Verschiedenheiten. Zuweilen ist der stärkere Teil des Sturms nur von einem mittelstarken Nordlicht begleitet, zuweilen wiederum treten sehr starke Nordlichter auf, ohne daß überhaupt eine magnetische Wirkung merklich ist. Vegard meint, daß sowohl die Nordlichter wie die meisten magnetischen Stürme mit dem Sturmzentrum in der Nordlichtzone von der gleichen Art von Strahlen erzeugt sind, daß die Hauptmasse der Strahlen, die gegen die Erde hereindringen, abbiegt, ehe sie die Atmosphäre trifft, und kein Nordlicht erzeugt, wohl aber magnetische Störungen. Nur eine kleine Menge der Strahlen kann tiefer in die Atmosphäre herabdringen und Nordlicht erzeugen.

Sehr interessant sind auch die Höhenbestimmungen der Nordlichter. Sie zeigen, daß die Nordlichtstrahlen bis zu einer Höhe von zirka 100 Kilometer herabdringen, was mit der α -Strahlen-Hypothese gut übereinstimmt, da sich für das Eindringen dieser Strahlen Höhen zwischen 100 und 200 Kilometer ergeben, während man bei der Annahme von Kathodenstrahlen hier auf erhebliche Schwierigkeiten stößt.

Am wichtigsten ist die eingehende Untersuchung der Lichtverteilung beim Eindringen der α -Strahlen in die Atmosphäre. Diese Verteilung ist so, daß sowohl qualitativ wie quantitativ die eigentümliche Lichtverteilung in den Nordlichtern dadurch erklärt werden kann.

Noch zu einer Reihe weiterer interessanter Schlüsse gibt das nähere Studium der Nordlichter und der Lichtverteilung in ihnen Anlaß. Ich erwähne Schlüsse über die Zusammensetzung der höheren Schichten der Atmosphäre, wo ebenfalls Stickstoff der dominierende Bestandteil sein muß, aber gemischt mit einigen der leichteren Gase, ferner Schlüsse über den elektrischen Zustand der Sonne, deren elektrisches Feld im ganzen nur ein sehr kleines sein kann; an der Oberfläche der Sonne kann die elektrische Kraft die Größenordnung von zwei Zehnmilliontel elektrostatische Einheiten nicht überschreiten. Die Sonne muß durchschnittlich in der Zeiteinheit gleiche Mengen positiver und negativer Elektrizität ausenden. Selbst während eines magnetischen Sturms muß das der Fall sein; auch da kann nicht ein besonderer Überschuß von einer Sorte Elektrizität ausgesendet werden.

Kurze Chronik In Breslau ist der Direktor des Mineralogischen Instituts an der Universität und an der Technischen Hochschule Carl Hintze im Alter von 65 Jahren gestorben. Sein Hauptwerk ist das große Handbuch der Mineralogie, das seit 1889 in Lieferungen erscheint, und von dem die Silikate, die Elemente und Sulfide und die Oxyde und Chloride abgeschlossen vorliegen. ◊ In Dresden starb Anfang Februar der Nahrungsmittelchemiker Friedrich Filsinger im Alter von 77 Jahren. Besonders bekannt wurde er durch gründliche Kakao- und Schokoladeforschungen. ◊ Am 8. März ist Ferdinand Graf Zeppelin, fast 79 Jahre alt, in Berlin gestorben. Sein System des starren Luftschiffs stieß in den ersten Jahren unseres Jahrhunderts in naturwissenschaftlichen und technischen Kreisen noch auf großen Widerstand (siehe auch die Rundschau Technik, in diesem Band, Seite 274 f.). Vor allem bezweifelte man die Möglichkeit mit einem nach diesem System gebauten Luftfahrzeug sich unabhängig von dem Aufstiegsort auf einer großen Wasserfläche zu machen, und man glaubte auch in den damals noch sehr erheblichen Kosten, die die große Menge des benötigten Wasserstoffs verursachte, ein Hindernis für die praktische Anwendbarkeit erblicken zu müssen. Die ganz ungewöhnliche Zähigkeit, mit der Zeppelin seine einmal als richtig erkannten Ideen verfolgte, verschaffte ihm schließlich den Sieg über alle seine Zweifler. ◊ Von dem amerikanischen Astronomen Metcalf, der schon viele Kometen entdeckt hat, ist ein neuer Komet im Sternbild des Stiers aufgefunden worden. ◊ Die erste Preisaufgabe (1000 Mark), die die Universität Frankfurt seit ihrem Bestehen stellt, lautet: »Es wird allgemein angenommen, daß an der Oberfläche fester Körper eine Gashaut haftet. Die Naturwissenschaftliche Fakultät verlangt eine experimentale Untersuchung über die Art und Dicke dieser Haut, besonders an Metallplatten.« ◊ Zum Andenken an Werner Siemens wurde ein Ehrenzeichen geschaffen, das alle 3 Jahre zur Anerkennung besonderer Verdienste um die Förderung der Technik in Verbindung mit der Wissenschaft verliehen werden soll: ein Lorbeerkranz auf eiserner Unterlage in einer Kassette mit der Goldenen Medaille Werner von Siemens', auf der in silberner Platte die Verdienste verzeichnet werden, derentwegen

die Verleihung erfolgt. Zum erstenmal ist dieser Siemensring an Carl von Linde verliehen worden. ◊ Dem Nansenfonds in Kristiania, der vor 20 Jahren nach der berühmten Framfahrt Nansens gegründet wurde, ist von der Norwegischen Hydroelektrischen Stickstoffaktiengesellschaft beim 50. Geburtstag ihres Generaldirektors Eyde ein besonderer Fonds von 100 000 Kronen überwiesen worden, der unter dem Namen Sam Eyde-Fonds zur Förderung chemischer und physikalischer Forschungen dienen soll. ◊ Vom 21. bis zum 23. Dezember tagte in Berlin die 23. Hauptversammlung der Deutschen Bunsengesellschaft für angewandte physikalische Chemie, zum zweitenmal während des Krieges. Von den wissenschaftlichen Vorträgen sei der über das Thoriumblei von Hoenigschmidt (Prag) hervorgehoben, der einen neuen Beitrag zum Zerfall der radioaktiven Elemente und zur Theorie der Isotopen brachte. ◊ Der Privatdozent der Physik an der Bergakademie in Freiberg P. Ludewig ist dort außerordentlicher Professor und Vorsteher des Radiuminstituts geworden. Er hat eine Reihe von Arbeiten über die drahtlose Telegraphie, die wissenschaftliche Luftfahrt, Röntgentechnik und Radiumkunde veröffentlicht. ◊ Zum Observator am Geodätischen Observatorium in Potsdam ist Erich Przybulla ernannt worden. ◊ Das Amt des Direktors des Astrophysikalischen Observatoriums in Potsdam ist jetzt an Stelle des verstorbenen Schwarzschild mit Gustav Müller besetzt worden. Müller wirkt an diesem Institut schon seit Jahren. Besonders bekannt sind seine Arbeiten zur Photometrie der Gestirne; der zurzeit genaueste Sternkatalog, die 14 200 Sterne umfassende Potsdamer photometrische Durchmusterung, ist von ihm zusammen mit Kaempf herausgegeben worden.

Geschichte / Alfred Keller

Rumänen Kein anderes völkergegeschichtliches Problem der Balkanhalbinsel hat der Wissenschaft derart zu schaffen gemacht und so viele Theorien erstehen lassen wie die Erforschung der rumänischen Vor- und Stammesgeschichte. Nach Dutzenden zählen die Werke über diese Frage. Dabei glaubt man oft eine richtige Kriegsliteratur vor sich zu haben, so leidenschaftlich und unerquicklich wurde vielfach der Kampf geführt.

Theodor Kavalliotis, der Protopop von Moschopolis in Mazedonien, regte die Frage nach der Abkunft der Rumänen mit seinem im Jahr 1770 veröffentlichten Wörterbuch der mazedowalachischen und albanischen Sprache an. Das Werk gelangte durch einen mazedonischen Studenten in die Hände des Philosophieprofessors Johann Thunmann in Halle, den es zu seiner Abhandlung über die Geschichte und Sprache der Albaner und Valachen /1774/ anregte. Er behauptete darin, daß die heutigen Rumänen im wesentlichen die unmittelbaren Nachkommen der alten Thrazier seien; ihre Vorfahren hätten sich trotz der Völkerwanderung im Land behauptet, im Lauf der Zeit die Sprache der römischen Kolonisten angenommen und sie dann selbständig weitergebildet. Ihm stellte sich 1781 der Wiener Rechtsgelehrte Fr. S. Sulzer in einer Geschichte des transalpinischen Daziens entgegen, der auf Grund rechtsgeschichtlicher und sprachlicher Studien zu der Überzeugung kam, daß die walachische Nation »anderswo entstanden sein« müsse. Es stehe doch fest, daß die Rumänen mit den Kutzowlachen in Mazedonien fast die gleiche Sprache gemein hätten, und andererseits sei es durch Urkunden erwiesen, daß man im alten Dazien vor dem 10. Jahrhundert nicht walachisch gesprochen habe. Sulzer stellte deshalb die Wandertheorie auf. Er behauptete, daß die Walachen einst auf römischem Boden, etwa in dem heutigen Bulgarien, angesiedelt gewesen seien; dort sei ihre Sprache entstanden, und von dort aus seien sie erst im 11. Jahrhundert in das jetzige Wohngebiet aus- oder zurückgewandert. Um diese beiden Theorien drehte sich später im wesentlichen der Kampf. Beide wurden in zahlreichen Modifikationen weitergebildet und ausgebaut. Bei den Rumänen hatte zunächst die Thunmannsche Theorie den größten Anhang, bei den deutschen Forschern drang die Sulzersche durch. Zu ihr bekannte sich der Wiener Gelehrte J. Ch. Engel, mit einer im Jahr 1794 veröffentlichten Abhandlung. Er nahm an, daß die aus Geten und römischen Pflanzbürgern bestehende Bevölkerung Daziens von Kaiser Aurelian während der Völkerwanderung auf mösischen Boden zurückgezogen worden sei, wo sie sich stark mit slawischen Elementen durchsetzt habe. Zu einem ähnlichen Ergebnis kam auch der berühmte Philologe Miklosich, während Robert Rösler im

Jahr 1871 die Theorie aufstellte, daß die Heimat des Rumänischen im Innern Illyriens, in Thessalien oder Mazedonien zu suchen sei. Dem widersprachen Jul. Jung, Thomaschek, Pic, Hunfalvy, Schwicker und andere, die mit besonderen Theorien hervortraten. Als Kuriosität verdient die Ansicht des Ethnologen Biedermann erwähnt zu werden, der dem keltoligurischen Element einen wesentlichen Anteil an der Bildung der rumänischen Nation zuschrieb.

Alle diese Theorien werden nun mit einem Schlag durch die von gründlichster Gelehrsamkeit getragene Arbeit J. Peiskers über den Haufen geworfen, die soeben in der Zeitschrift des Historischen Vereins für Steiermark erschienen ist. Man muß ihr eine erstaunliche Originalität und ein glückliches Kombinationstalent zugestehen, wenn man auch das wissenschaftliche Ergebnis noch weiterer, vornehmlich ethnologischer und historischer Erörterung überlassen muß.

Peisker geht von der Tatsache aus, daß die Sprache allein kein entscheidendes Kriterium für die Abkunft eines Volkes sein kann, sondern daß Rasse, Charakter und Lebensweise mit in Betracht gezogen werden müssen. Er unternimmt es nun auf wirtschafts- und kulturgeschichtlichem Weg Licht in das immer noch dunkle Problem zu tragen. Dokumentarisch sind die Walachen erst ziemlich spät zu fassen. Sie erschienen im beginnenden Mittelalter als ein rumänisch sprechendes Wandervolk, als nomadisierende Schafhirten, die weder den Ackerbau noch die Rinder- und Schweinezucht kennen. Jedes Jahr um die Osterzeit tauchen sie mit ihren Herden in den slawischen, griechischen, albanischen Teilen der Hämohalbinsel auf, sommern auf gemieteten Weideplätzen im Gebirge und kehren Ende Oktober wieder in ihre Winterquartiere zurück. Die reichste Auskunft über diese nomadisch-bäuerliche Symbiose gibt die serbische Geschichte. »Geradezu jede altserbische Urkunde ist ein Zeugnis dafür, wie zahlreich und für den Staat wichtig das walachische Wanderhirtentum gewesen ist.« Das gleiche war aber auch für jede andere Gebirgsgegend des Balkans der Fall. Es gab auf der ganzen Halbinsel wohl keinen Fußbreit Erde, der von ihnen nicht betreten worden wäre. Erst als sich, wie später auch in Spanien, die fortgesetzten Schädigungen des Wanderhirtentums deutlich fühlbar machten und der

Boden nichts mehr hergab, sah sich der Nomade gezwungen allmählich zum Ackerbau und damit zur Seßhaftigkeit überzugehen. Sippenweise gingen die Wlachen in den übrigen Balkanvölkern auf. Damit verlor sich auch die Zweisprachigkeit des Volkes, die unbedingt vorausgegangen sein muß; der Wlache ging völlig in der fremdsprachigen Umgebung auf.

Am meisten gewann dadurch das Serbentum, insbesondere Montenegro. Schon der Name des montenegrinischen Entwicklungszentrums Katuni oder Katuska Nahija, das heutige Cetinje, beweist, »daß wlachische Hirtensippen (katuni) hier ihre Schafherden weideten«. Überdies wird auch in der Stiftungsurkunde des Cetinjer Klosters von 1485 eine wlachische Kirche erwähnt, die hier gestanden haben muß. »Die heutigen Montenegriner sind nur sprachlich den Slawen, völkisch aber den Rumänen und den Albanesen zuzuzählen.« Peisker fragt nun, ob nicht schon die rumänische Nationalsprache von den wlachischen Wanderhirten auf dem selben Weg adoptiert worden sein könnte. Bei der Beurteilung dieser Frage hat man zu berücksichtigen, daß das Wesen des Wlachentums »nicht in seiner Sprache sondern in seiner wanderhörtlichen Lebensweise« zu suchen ist. Sämtliche bekannten historischen Nomadenscharen, die in Europa einbrachen, kamen ausnahmslos aus Zentralasien, aus dem riesigen Wüsten- und Steppengürtel zwischen dem Kaspischen Meer und dem Chingangebirge. Hier hat man die Wiege des Schafwanderhirtentums überhaupt zu suchen. Es ist das notwendige Ergebnis der besonderen klimatischen und geologischen Verhältnisse der zentralasiatischen Urheimat. Solange ein Nomadenstamm nun in der Steppe genügend Weide für seine Herden findet, denkt er nicht an Auswanderung. Erst wenn die Nahrung knapp ist, wird die relativ schwächste Horde aus den Stammsitzen fortgetrieben. Dies war zum Beispiel bei den Skythen, Sarmaten, Hunnen, Bulgaren, Awaren, Magyaren, Petschenegen, Komanen und anderen Türkenvölkern, die nach Europa kamen, der Fall. Ihre gemeinsame Herkunft wird durch die bis ins Nebensächlichste reichende Einheitlichkeit ihrer Lebensweise, ihrer Sitten und Bräuche erwiesen. Die Schafwanderhirten sind also durchweg asiatischer, der Rasse nach altaischer Abkunft. Sie haben durch

starke und oft gewaltsame Rassenmischungen, wie Frauenraub und Weiberschändung, gelegentlich nicht nur ihre Sprache sondern auch ihren Habitus eingebüßt. Man hat jedoch zwischen weitwandernden und kurzwandernden Nomaden zu unterscheiden. Jene, wie die heutigen Kirgisen, die bis zu 3000 Kilometer im Jahr zurücklegen, sind reine Schafwanderhirten. Diese dagegen können auch Rind und Schwein halten, wie alle geschichtlichen Nomaden der Pontussteppe. Umgekehrt kann man aus den Viehartensorten jeder Nomadenhorde auf ihre frühere Heimat schließen. Bei den Magyaren und anderen genügte schon ihre Rinder- und Schweinezucht, um zu erkennen, daß sie einst lange in der Pontussteppe gehaust haben. Ebenso beweist das reine Schafwanderhirtentum der Wlachen-Rumänen, daß ihre Vorfahren sich nicht oder nur kurze Zeit in der Pontussteppe aufgehalten haben. Sie brachen sozusagen direkt aus Westturkestan in die Hämoshalbinsel ein.

Wann dies geschehen ist, läßt sich heute nicht mehr feststellen. Sicher ist nur, daß es lange vor ihrer Rumänisierung geschehen sein muß. Nicht minder sicher aber ist, daß diese Rumänisierung nicht im Trajanischen Dazien stattgefunden haben kann. Wer sie dort suchen wollte, der müßte annehmen, daß folgende sprachlichen Wandlungen dort eingetreten sind: »1. Bildung der rumänischen Mundart unter den seßhaften Provinzialen *lateinischer* Zunge, nachher 2. sprachliche Utraquisierung der unter ihnen winternden Nomaden, und schließlich 3. deren vollständige Rumänisierung«. Jede dieser Wandlungen erfordert jedoch Zeit. Dazu genügte jedenfalls die kurze Existenz der Provinz Dacia, die nur anderthalb Jahrhunderte, von 106 bis 271, dauerte, nicht. Nördlich der Donau kann die Rumänisierung der Wlachen nicht stattgefunden haben. Alles spricht dafür, daß dies nur südlich des Stromes in Gebieten geschehen ist, wo schon mehr als ein Jahrhundert vor Beginn der Zweisprachigkeit jener Nomaden rumänische oder rumänisierte Bauernschaften seßhaft waren. Die Heimat des Urrumänischen kann im heutigen Syrmien, Serbien, im Westen Donaubulgariens und im Wilajet Kosowo, also in den Landschaften gesucht werden, von denen die römische Eroberung der unteren Donauländer ausgegangen war. Die Rumänisierung der Wlachen kann sich

jedoch nicht hier vollzogen haben. Hätte sie hier stattgefunden, »dann hätten die Hirten notgedrungen während ihres Sprachwandels samt der vorangegangenen Zweisprachigkeit dort auch ständig lange Zeit hindurch wintern müssen . . ., und ihre Sommerweiden wären von ihren Winterplätzen nicht weit entfernt. Dann hätten sie es aber nicht nötig gehabt weit wandernde Schafhirten strengster Observanz, das ist ohne Rind und Schwein, ohne Ackerbau zu bleiben. Sie wären rasch ansässig geworden.« Das strenge Schafwanderhirtentum der historischen Wlachen ist unbedingt eine ununterbrochene Fortsetzung ihres ursprünglichen Zustands, und dieser Zustand wiederum setzt voraus, daß während ihrer Rumänisierung die Winter- und Sommerweiden weit von einander entfernt waren. Trotz gewissen sprachlichen Bedenken, die sich namentlich aus den Forschungen Jireceks ergeben, werden die Winterplätze nur irgendwo an der Adria zu suchen sein.

Bismarcks Entlassung

Als im Jahr 1894 der Bismarcksammler Heinrich von Poschinger den bekannten freikonservativen Politiker und intimen Freund Bismarcks Wilhelm von Kardorff bat seine Erinnerungen aufzuzeichnen, meinte dieser, er dürfe das meiste und Interessanteste davon doch nicht veröffentlichen, da noch zu wenig Zeit vergangen sei. Nach Bismarcks Tod hat er dann doch Bruchstücke seiner Erinnerungen niedergeschrieben. Sie wurden im Jahrgang 1908 der Deutschen Revue von Heinrich von Poschinger auszugsweise veröffentlicht.

Ihnen folgen nunmehr in der gleichen Zeitschrift, von Friedrich Thimme ausgewählt und eingeleitet, die Briefe Kardorffs an seine zu Wabnitz in Schlesien weilende Gattin. Sie bilden in chronologischer Reihenfolge einen Kommentar zu den parlamentarischen und politischen Ereignissen von 1866 bis 1907 und sind somit als wertvolle Geschichtsquelle zu betrachten. Man hat nur zu berücksichtigen, daß sie von einem unbedingten Bismarckanhänger geschrieben und in der vorliegenden Fassung stark zurechtgeschnitten worden sind. Der Herausgeber meint, daß es auch heute noch nicht möglich sei sie in ihrem vollen Umfang zu veröffentlichen, »da sie zahlreiche scharf zugespitzte Urteile und drastische Schilderungen, namentlich auch aus den Tagen nach

Bismarcks Entlassung, enthalten«. Wahrscheinlich ist uns auf diese Weise gerade viel des Interessantesten vorenthalten worden. Immerhin bieten sie auch jetzt noch einige bemerkenswerte Aufschlüsse über die Schaffung des Hannoverschen Provinzialfonds, über die Entwicklung der Schutzzollpolitik, über die Zuckersteuer, die Währungsfragen, über das deutsch-englische Abkommen vom 1. Juli 1890 (Sansibar-Helgoland) usw.

Am interessantesten aber sind die Aufzeichnungen Kardorffs über den Abgang Bismarcks. Volles Licht ist bisher bekanntlich in die Vorgänge, die zu seiner Entlassung führten, noch nicht gebracht worden. Die ausführlichste aller vorliegenden Darstellungen, diejenige Egelhaafs, genügt nicht. Kardorff schreibt nun unter dem 21. März 1890 an seine Gattin: »Der Abgang Bismarcks ist tieftraurig; er scheidet mit sehr bitterem Herzen, lehnt den Herzog von Lauenburg und eine geplante Dotation ab, und er will morgen oder übermorgen nach Friedrichsruh abreisen. Das Ganze hat sich langsam entwickelt, und Bismarck selbst trägt leider viel Schuld. Den ersten Grund des Mißtrauens hat der Kaiser wohl durch die damals von uns allen sehr beklagte Veröffentlichung des Immediatberichts über das Tagebuch des Kaisers Friedrich mit allen seinen Folgen: Prozeß Geffcken, Fall Morier und Haussuchung bei Roggenbach [früherm badischen Staatsminister] erhalten. Der Kaiser soll die Veröffentlichung damals nicht gewünscht und nur dem Druck Bismarcks nachgegeben haben, der, wie es mir immer schien, ein gewisses Bedürfnis fühlte sich für die Unbilden der 99 Tage zu revanchieren. Nachträglich ist nun wohl dem Kaiser immer mehr zum Bewußtsein gekommen . . ., daß durch das Herabziehen des Kaisers Friedrich doch der Nimbus des Königstums einigermaßen gestört werde usw. Gleichwohl hätte sich das allmählich verblutet, wenn Bismarck nicht, nachdem er bei dem Besuche des russischen Kaisers [Alexanders III., am 11. Oktober 1889] wieder das volle Vertrauen des Kaisers zurückerobert zu haben schien, den ganzen letzten Herbst und Winter in Friedrichsruh boudiert hätte, statt hierher zu kommen, immer in der Erwartung: der Kaiser wird in Verlegenheit kommen und mich holen lassen. Hieran ist, wie man sagt, hauptsächlich Herbert schuld, von dem . . . man weiß, daß er jedesmal, wenn der Vater her-

kommen wollte, ihn daran verhindert hat. Herbert soll auch die Veröffentlichung des Immediatberichts hauptsächlich betrieben haben. Nun kam Bismarck zurück, und bei den Differenzen mit dem Kaiser über die Arbeiterfragen war schon Anfang Februar mit Bismarcks Zustimmung ein Arrangement geplant, wonach Boetticher als Ministerpräsidentstellvertreter und als Stellvertreter Bismarcks im Bundesrat sehr ausgedehnte Vollmachten erhalten sollte, desgleichen die Chefs der übrigen Reichsämtler. Im letzten Augenblick zog Bismarck dieses wieder zurück. Wie es scheint, hat auch hierzu Herbert Bismarck in der Abneigung eine abhängige Stellung von Boetticher einzunehmen bewogen. . . Die letzten Auftritte zwischen Bismarck und dem Kaiser müssen sehr peinlich gewesen sein. Den neuen Kanzler Caprivi hat Bismarck gestern mit den Worten empfangen: »Wenn etwas mich über die Schwere des Augenblicks hinwegheben kann, so ist es dies, daß Sie mein Nachfolger sind.« Caprivi stand immer hoch bei ihm wie bei allen, die ihn kennen. . . Allein man fürchtet, daß es zwischen dem Kaiser und ihm sehr schnell zu einem Krach kommen wird, und daß Waldersee dies voraussieht und Caprivi vorgeschoben hat, um nicht unmittelbar auf Bismarck zu folgen. Käme der gedachte Krach, so würde Caprivi Chef des Großen Generalstabes und Waldersee Reichskanzler.« Kardorff irrt übrigens, wenn er annimmt, Boetticher sei zum Ministerpräsidenten ausersehen gewesen. Man weiß aus Hofmann, daß von Anfang an Caprivi für diesen Posten bestimmt war.

Kurze Chronik Als **Kriegsopfer** starb im Wilnaer Lazarett Theodor Hirschfeld, ein Sohn Otto Hirschfelds. Er hatte sich trotz seiner Jugend bereits einen Namen in der Geschichtswissenschaft erworben und war kurz vor dem Krieg als Mitarbeiter in die *Monumenta Germaniae historica* eingetreten. Bei einem Sturmangriff in Flandern fiel Martin Nell, ein Schüler Hans Delbrücks. Er hatte auf dem Gebiet der Kriegs- und Heeresgeschichte gearbeitet. ◊ Im Juni starb in Toulouse die wissenschaftlich hervorragende Archäologin **Jane Dieulafoy** im Alter von 65 Jahren. Sie hat gemeinsam mit ihrem Gatten, dem Akademiker Marcel Dieulafoy, auf der Stätte des alten Susa Ausgrabungen veranstaltet, die die Paläste Darius' I. und Ar-

taxerxes' II. bloßlegten. Die Gefahren, denen sie sich damals in jenen gefährlichen Gegenden aussetzte, hatten sie veranlaßt Männerkleidung anzulegen, und sie behielt diese auch nach ihrer Rückkehr nach Paris während ihres weiteren Lebens bei. Bei Beginn des Krieges begleitete sie ihren Mann, der als Oberstleutnant und Chef des Ingenieurwesens nach Marokko kommandiert war, dorthin. In Marokko holte sie sich den Keim ihrer Todeskrankheit. ◊ Der frühere Ordinarius der alten Geschichte an der Königsberger Universität **Franz Rühl** ist, 71 Jahr alt, in Jena gestorben. Er hat außer über das Altertum auch noch eine Chronologie des Mittelalters und der Neuzeit sowie Beiträge zur Geschichte der Napoleonischen Zeit geschrieben. ◊ Am 2. August starb in Berlin **Martin Philippson**, der erst wenige Wochen zuvor 70 Jahr alt geworden war. Er war anfangs Lehrer an der jüdischen Normalschule in Berlin, nahm 1870 als Freiwilliger am Krieg gegen Frankreich teil, habilitierte sich dann in Bonn, wo er 1875 außerordentlicher Professor wurde. 1878 wurde er an die Freie Universität Brüssel berufen. Er legte 1890 diese Professur nieder und lebte seitdem als Privatgelehrter in Berlin. Seine wissenschaftliche Tätigkeit war vorwiegend der Geschichte der Gegenreformation im 17. und 18. Jahrhundert gewidmet; ferner auch der brandenburgisch-preußischen Geschichte. Eine Geschichte des jüdischen Volkes in der neuesten Zeit hat er nicht mehr ganz zum Abschluß bringen können. Er war unter anderm Mitbegründer und Vorsitzender der Gesellschaft zur Förderung der Wissenschaft des Judentums. ◊ Der älteste der Indologen, der 83-jährige **August Barth**, ist in Paris gestorben. Sein Werk *Les religions de l'Inde*, das 1879 erschien, kann als Standardwerk bezeichnet werden. Barth gab auch besondere *Bulletins des religions de l'Inde* heraus, die für die Indologie von großer Bedeutung waren. ◊ Der Professor der polnischen Geschichte an der Jagellonischen Universität in Krakau **Stanislaus Krzyżanowski** ist, 52 Jahr alt, im Januar gestorben. Seine Hauptwerke handelten von dem Ursprung und der Geschichte der polnischen Diplomatie und von den Gesandtschaften **Kasimirs des Großen** nach Avignon. ◊ Die erfolgreichste deutsche Geschichtsschreiberin, **Lady Charlotte Blennerhassett**, ist,

74 Jahr alt, in München gestorben. Wegen ihrer historischen Arbeiten über Frau von Stael, Talleyrand und andere französische Persönlichkeiten wurde sie zum Ehrendoktor der Universität München und zum Offizier der französischen Ehrenlegion ernannt. Die Verstorbene, eine geborene Gräfin von Leyden, war mit dem englischen Geschichtsforscher und Politiker Sir Rowland Blennerhassett verheiratet. ◊ In Wien starb am 8. Februar der Ordinarius für österreichische Geschichte an der dortigen Universität Josef Hirn im Alter von 69 Jahren. Er war ein streng ultramontaner, aber immerhin politisch maßvoller Historiker, dessen Werke über Erzherzog Ferdinand von Tirol und über Rudolf von Habsburg auch bei wissenschaftlichen Gegnern viel Beachtung gefunden haben. ◊ In Wien starb ferner am 4. März der langjährige Ordinarius der alten Geschichte Eugen Bormann in seinem 75. Lebensjahr. Er war ein Schüler Ritschls, Otto Jahns und Mommsens, auf dessen Empfehlung hin er vom Grauen Kloster in Berlin, wo er als Oberlehrer wirkte, als Professor nach Marburg berufen wurde. 1885 kam er als Nachfolger Otto Hirschfelds nach Wien. Bormann war ein Altertumsforscher großen Stils. Das Wertvollste hat er als Epigraphiker geleistet. Für das von der Berliner Akademie der Wissenschaften herausgegebene Monumentalwerk der lateinischen Inschriften bearbeitete er die Funde aus der Emilia, Etrurien und Umbrien. Ferner machte er sich durch eigene Ausgrabungen, zum Beispiel der römischen Station von Deutsch Altenburg an der Donau, um die deutsche Limesforschung verdient. Er hat über den römischen Limes in Österreich ein grundlegendes Werk geschrieben. ◊ In Berlin starb 70jährig der bekannte Erforscher der kyprischen Geschichte Max Ohnefalsch-Richter. Es sind ihm einige bedeutende Funde geglückt, die er in seinem Hauptwerk Kypros, die Bibel und Homer behandelt hat. ◊ Die Berner Universität hat in Friedrich Wolfgang von Müllinen einen vorzüglichen Historiker durch den Tod verloren. Er hatte sich namentlich um die Heimatkunde und Landesgeschichte verdient gemacht. ◊ Im Alter von 63 Jahren starb im August der Marquis Louis de Ségur, einer der Unsterblichen der Akademie. Sein Großvater war jener Philippe Paul de Ségur, der vom gewöhnlichen Husaren zu einem der be-

kanntesten Napoléonischen Generale wurde und das fesselnde Werk über Napoléon und die große Armee 1812 verfaßte. Sein Enkel hat sich hauptsächlich auf dem Gebiet der Memoirenliteratur betätigt. ◊ In einem Pariser Vorort ist Ende Oktober ein Enkel Napoléons I., Graf Karl Walewski, im Alter von 68 Jahren gestorben. Sein Vater war jener leidenschaftlichen Liebe zwischen Napoléon und der Gräfin Walewska entsprossen, über die neuerdings eine Literatur entstanden ist; er wurde unter Napoléon III. Minister des Auswärtigen. Der Enkel Napoléons I. war Chef des Angestelltenpersonals am Crédit Lyonnais. Beim Ausbruch dieses Krieges erhielt er das Kommando über ein Infanterieregiment; doch war er körperlich den Anstrengungen des Dienstes nicht mehr gewachsen, verfiel daher bald der tödlichen Krankheit. ◊ Von der Göttinger Philosophischen Fakultät ist folgende Preisaufgabe gestellt worden: Die niederländische und die französische Sprache im Volkstum, im öffentlichen Leben und in der literarischen Kultur von Flandern und während des Mittelalters. Es bleibt dem Bearbeiter überlassen, ob er die Verhältnisse des benachbarten Luxemburgs heranziehen will. Bewerbungsschriften sind bis zum 31. August 1917 einzusenden. ◊ In Berlin tagte Ende Januar die Plenarversammlung der Monumenta Germaniae historica. Die Zentralkommission hat den Verlust ihres Seniors Heinrich Brunner sowie den Bernhard von Simons und Theodor Hirschfelds, der, wie oben berichtet, gefallen ist, zu beklagen. Seckel wird, an Stelle Brunners, die Herausgabe der Gesetze, Bretholz in Brünn für den verstorbenen Uhlirz die Druckleitung der österreichischen Annalen übernehmen. ◊ Der schweizerische Anthropologe Otto Hauser führte in einer Untersuchung seiner Ausgrabungen in der Dordogne aus, daß die Spuren des von ihm entdeckten Moustiermenschen etwa 140 000 Jahre zurückliegen. ◊ Dubois (Neuchâtel) hat in der Höhle von Cotenscher am Bahnhof Chambrelin eine prähistorische Niederlassung entdeckt. Die Kultur ist mit der der Wildkirchlihöhle am Säntis identisch und wird von dem Entdecker, im Einverständnis mit anderen Forschern, als schweizerisches Moustierien bezeichnet. ◊ Über die Wohnung des Steinzeitmenschen geben einige wichtige Funde in Bulgarien Aufschluß. Es handelt sich um

Tongegenstände, die man nur als Modelle von Hütten deuten kann; ob man es mit Kultgeräten oder mit Spielzeug zu tun hat, ist noch nicht erwiesen. Ferner wurden in Bulgarien mehrere Hütten, die in die Erde gebaut waren, aufgedeckt. In einer davon fand sich sogar eine guterhaltene steinzeitliche Steinmühle vor, die sich von den heute noch im Lande gebräuchlichen nur wenig unterscheidet. Aus anderen Funden geht hervor, daß der damalige Mensch dem Tätowieren huldigte. ◊ Die Ausgrabungen auf der Steinsburg (Sachsen-Meiningen), der größten aller bis jetzt bekannten vorgeschichtlichen Befestigungsanlagen, sind auch während des Krieges weitergeführt worden und haben sehr bedeutende Ergebnisse gezeitigt. So konnte eine große Wohnungsanlage aufgedeckt werden, die aus 2 starken Siedlungsschichten bestand. Die ältere gehört vermutlich der Hallstadtperiode an, die jüngere sicher der La Tène-Zeit. Götze (Berlin), der Leiter der Ausgrabungen, hat ein neues Verfahren entdeckt, um die sogenannten Trockenmauern bei der Bloßlegung zu erhalten. In der Wohnungsanlage sind zahlreiche vorgeschichtliche Getreide- und Bohnenarten gefunden worden. ◊ Der Wiener Privatdozent F. Hrozny glaubte in einer Veröffentlichung vor etwa 1½ Jahren das hettitische Problem, das wissenschaftlich von bedeutendem Interesse ist, gelöst zu haben. Nach seiner Meinung gehört das Hettitische zum Kreis der arischen Sprachen. Diese Behauptung hat Ferdinand Bork vor einigen Monaten in der Orientalistischen Literaturzeitung in einer längern philologischen Beweisführung entkräftet. Er kommt da zu dem Schluß: »Wie man die Sache auch wenden mag, als arische Sprache ist das Hettitische nicht zu bezeichnen. Was für eine es ist, das wollen wir der Zukunft überlassen. Wahrscheinlich wird sie ein selbständiger Typus des Kaukasischen sein. Jedenfalls hat Hrozny mit seiner Ariertheorie unrecht.« ◊ Der von Otto von Hentig geleiteten deutschen Expedition nach Afghanistan ist der einwandfreie Nachweis gelungen, daß sich auf afghanistischem Boden die Überreste mehrerer griechischer Städte befinden. Vielleicht stand deren Gründung im Zusammenhang mit dem Zug Alexanders des Großen nach Indien. Für die Kenntnis der östlichen Ausstrahlung des Griechentums sowie für die Erschließung

der frühbuddhistischen Kultur auf diesem Boden ist die jüngste Entdeckung von größter Bedeutung. ◊ An der Berliner Universität ist Otto Hirschfeld, der seit 1885 den Lehrstuhl Mommsens innehatte, zurückgetreten. Der Gelehrte war zugleich Mitdirektor der Historischen Abteilung des Instituts für Altertumskunde und Leiter des von der Berliner Akademie herausgegebenen Corpus inscriptionum Latinarum.

Literatur

Der eigenschnittige und feine Dichter Jakob Schaffner hat eine Geschichte der Schweizerischen Eidgenossenschaft geschrieben /Stuttgart, Franckh/. Man kann an ihr nicht vorbeigehen, da sie sich durch verschiedene, seltene Vorzüge auszeichnet. Der zumtümliche Historiker hätte ihr gewiß manches am Zeug zu flicken und da und dort mit dem Korrigierstift nachzuhelfen. Er vermißt zum Beispiel gleich auf der 1. Textseite eine genaue Rassenscheidung der Deutschschweizer. Der Name Alemannen hätte wenigstens an einer Stelle gebracht werden müssen. Die Sammelbezeichnung Schwaben ist ethnographisch zwar berechtigt, aber sie führt, zumal in einer volkstümlichen Darstellung, leicht zu Mißverständnissen. Das gleiche ist bei der Rassenfixierung der Österreicher der Fall, die man nicht als besonderen Stamm bezeichnen darf. Auch mit der Schaffnerschen Auffassung der Rätier wird man nicht ohne weiteres einverstanden sein, ebensowenig wie mit seiner Behauptung, die sogenannte Burgundische Eidgenossenschaft, das heißt die Vereinigung der Städte Bern, Murten, Freiburg mit den Haslitalerbauern, habe die Eidgenossenschaft der Waldstätte nach sich gezogen. Auch die erzieherische Bedeutung Rudolf von Habsburgs für die Waldstätte wird in der Schaffnerschen Form nicht zulässig sein; sie könnte höchstens indirekt gewirkt haben. Man bedauert ferner, daß das Bündnis der 3 Urkantone vom August 1291 so knapp und einseitig dargestellt ist. Es hätte darauf hingewiesen werden sollen, daß die Gründer, wahrscheinlich im Hinblick auf das vorru(d)-finische Interregnum, in erster Linie darauf bedacht waren »Friede und Recht im Innern zu handhaben«; dadurch erhält das Bündnis doch ein anderes Gesicht. Es hätte sich auch ein Hinweis auf die eigene Gotthardpolitik der 3 Länder gelohnt, da sich namentlich die Urner auf diesem Gebiet als die Erben

der Hohenstaufen betrachteten. Durchaus selbständige Republiken waren die Waldstätte auch nach der Anerkennung ihrer Reichsfreiheit nicht; ebenso hatten sie für die Zukunft keine »absolut freie Hand«. Rechtlich und gerichtlich unterstanden sie immer noch dem Reich. Diese Einwendungen ließen sich beliebig mehren. Aber es handelt sich nur um Kleinigkeiten, die nicht allzu schwer ins Gewicht fallen, so gern man sie auch beseitigt sähe. Oft hat auch die gebotene Knappheit das Urteil etwas verschoben. Die Vorzüge überstrahlen die Nachteile. Es ist Schaffner gelungen ein lebendiges Bild der schweizerischen Entwicklung zu entwerfen, getreu seiner hohen Auffassung: »Geschichte ist Kampf der unsterblichen Freiheits- und Schönheitsideale der Seele mit den rohen äußeren Mächten und den inneren Hemmungen.« Und: »Ein Volk hat Zukunft, solange es lebendige Ideale hat.« Leider hat Schaffner da und dort die politischen und staatsrechtlichen Entwicklungen etwas zu knapp und nebenher skizziert. Sie verdienen gerade im Sinn seines Leitmotivs etwas mehr Beachtung. Das Buch ist überaus warm und frisch geschrieben. Einzelne Stellen darin sind wahrhaft dichterisch skizziert und gestaltet, so die holzschnittartigen Schlachtschilderungen (besonders Morgarten) und die markanten Porträtzeichnungen. Das Kapitel über Waldmann ist beinahe novellistisch gefaßt. Auf diese Weise hat das Buch einen eigenartigen und starken persönlichen Charakter erhalten. Das übernommene Material ist stets selbständig durchgeknetet, umgeformt und mit eigener Hefe getrieben. Konzessionen an ein billiges Nationalheldentum finden sich nicht darin. Licht und Schatten sind gerecht verteilt. Man kann es dem dichterischen Geschichtsschreiber kaum verargen, daß ihn das Gegenständliche und Psychologische mehr lockte als das abstrakt Politische oder das trocken Historische. Werke solcher Art haben wir zur Genüge. Schaffners Buch ist mit dem Herzen geschrieben.

Hygiene / Adolf Kraft

Eingeweidebrüche In dieser Rundschau ist bereits mehrfach von den Krankheiten gesprochen worden, denen die im Feld Stehenden ausgesetzt sind, sowie von ihren Folgeerscheinungen. Es ist am Platz nun auch die körperlichen Schädigungen zu

betrachten, die der Zivilbevölkerung durch den Krieg erwachsen. Fritz König (Marburg) lenkt in der Deutschen Medizinischen Wochenschrift vom 4. Januar 1917 die Aufmerksamkeit auf die Erkrankungen, die durch die Veränderung der Lebensweise, besonders der Ernährung, durch die Verschlechterung der Erwerbsverhältnisse und durch die allgemeine Erschwerung des Lebens bedingt sind. Es ist dies eine Frage, die zweifellos das Interesse weiterer Kreise beanspruchen darf.

Die in der Heimat Zurückbleibenden müssen sich in weitestgehendem Maß einschränken. Dadurch wird die Entstehung neuer Krankheiten begünstigt, bereits vorhandene Krankheiten werden vernachlässigt. Ärztliche Hilfe wird nur im äußersten Notfall in Anspruch genommen. Zudem steht die ärztliche Versorgung an und für sich nicht auf der Höhe, weil die wenigen Ärzte, die der Zivilbevölkerung noch zur Verfügung stehen, auch der reduzierten Inanspruchnahme nicht gewachsen sind. Krankheiten und Gebrechen aller Art sind naturgemäß die Folge dieser Zustände. Das tritt auch im Krankbereich der Chirurgen zutage. König führt darauf das gehäufte Auftreten eitriger Infektion, vielfacher Furunkelbildung, Hautausschläge wie das häufige Vorkommen von Bauchfellentzündung bei Blinddarmentzündung zurück. Seit Jahresfrist drängte sich König die Erkenntnis auf, daß insbesondere auch bei den Eingeweidebrüchen Erscheinungen vorliegen, die mit dem Krieg in Zusammenhang stehen.

So kommen Brüche, namentlich Leistenbrüche, und zwar die selteneren direkten Leistenbrüche bei Männern in etwas vorgeschrittenerem Alter, die in kurzer Zeit beträchtlich an Gewicht abgenommen haben, häufig vor. König führt ihre Entstehung auf Fettschwund zurück. Ist straffes Fettpolster um das Bauchfell gelagert, so wird dieses an seiner Stelle festgehalten, rascher Fettverlust macht das Bauchfell schlaff und zur Senkung geneigt, so daß es bei geringerem Anlaß in die, infolge des Fettschwundes offene Bruchpforte eintritt. Tatsächlich besteht auch infolge der Ernährungsveränderung jetzt oft eine Abmagerung um mehr als 30 Pfund. Dazu kommen eine stärkere Darmfüllung und größere körperliche Arbeit infolge des Mangels junger Arbeitskräfte; Umstände, die ebenfalls das Entstehen von Bruchleiden fördern.

Ernster noch stimmen Beobachtungen über eingeklemmte Brüche. Bei den 108 Fällen, die vom 1. Januar 1913 bis zum 31. Oktober 1916 operiert worden sind, zeigt sich eine außerordentliche Häufung der Bruchinkarzeration in den Kriegsjahren 1915 und 1916; 40 eingeklemmten Brüchen aus den Jahren 1913 und 1914 stehen 68 aus den Jahren 1915 und 1916 gegenüber, das heißt die Zunahme beträgt 59 %. Interessant dabei ist, daß unter den Operierten sich nur eine sehr geringe Zahl von Soldaten befand, diese Brüche also hauptsächlich bei den Zivilkranken zu finden sind.

Zur Ermittlung der Ursachen dieser Erkrankung ist es nötig festzustellen, um welche Brucharten es sich bei der Zunahme der Einklemmungsbrüche handelte. Neben 5 Fällen seltenerer Formen waren es im ganzen 36 eingeklemmte Leistenbrüche, und zwar in den Jahren 1913 und 1914 20, in den Jahren 1915 und 1916 16. Eine Zunahme ist somit nicht zu konstatieren. Dem stehen 57 eingeklemmte Schenkelbrüche gegenüber. Auffällig ist ferner, daß verhältnismäßig zahlreiche Schenkelbrüche bei Männern eintraten. In den Jahren 1913 und 1914 kamen 2 Schenkelbrüche bei Männern auf 15 bei Frauen, in den Kriegsjahren 14 bei Männern auf 36 bei Frauen, das heißt, der Anteil der Schenkelbrüche bei Männern stieg von 21 auf 28 %. Hervorzuheben ist dann die Häufung der Einklemmung bei Frauen (von 15 auf 36 oder um 140 %) und die Häufung der Einklemmung der Schenkelbrüche überhaupt (von 17 auf 50 oder um rund 200 %).

Die Wirkungen des Krieges begünstigen also, wie König meint, die Entstehung von Schenkelbrüchen und deren Einklemmung. Neben der Abnahme des Fettansatzes mögen eine gewisse Erschlaffung der Gewebe und der Muskeln, die die Lückenbildung begünstigt, dann Blähungen der Darmschlingen, vermehrte Peristaltik und ungewohnte körperlich anstrengende Arbeit dabei mitspielen. Das letztgenannte Moment dürfte hauptsächlich bei den Frauen mitwirken, die ja jetzt in viel höherem Maß in Schwerindustrien beschäftigt sind. Ferner muß die hochgradige Gefährlichkeit der Brucheingklemmung durch das Eintreten von Gangrän unsere Aufmerksamkeit in Anspruch nehmen. Besonders gefährlich sind die infolge der Kriegsverhältnisse verschleppten Fälle, doch ist die Prognose überhaupt ernst. Immer häufiger wird die

Resektion notwendig; im Jahr 1916 in 18 % der eingelieferten Fälle, im Jahr 1913-1914 nur in 10 %. Auch für die Verschlimmerung der Prognose macht König den Fettschwund verantwortlich; er weist darauf hin, daß bei Verlust des Fettpolsters um den Bruchsack die Bruchportenpfeiler die Einklemmung mit um so stärkerer Druckwirkung vollziehen. Wichtig ist das häufige Auftreten einer an sich selteneren Form von Einklemmung, nämlich des Darmwandbruchs oder der Littréschen Hernie, das heißt die Inkarzeration eines kleinen, meist dem Mesenterium gegenüberliegenden Stückes der Darmwand. Während Riedel sie in 11,5 % seiner 550 Einklemmungsfälle gesehen hat, wurde sie von König in 30 % der im Jahr 1916 eingelieferten Fälle beobachtet und operiert. Diese Brüche sind aber besonders gefährlich. Von Riedels 63 Patienten mit Darmwandbrüchen starben 34 oder 54 %. Auch diese Fälle von Einklemmung sind nach König auf die veränderten Ernährungsverhältnisse und die infolgedessen eintretenden Darmstörungen, nämlich die starke Peristaltik und das Vorkommen sehr ausgedehnter Darmschlingen neben zusammengefallenen Schlingen, zurückzuführen.

Die Kenntnis dieser Tatsachen ist für das Publikum wie für die Ärzte von großer Wichtigkeit. König erteilt folgende beachtenswerte Ratschläge: Jeder freie Bruch muß versorgt werden, sei es durch ein gut sitzendes Bruchband sei es durch Operation. Beim eingeklemmten Bruch ist sofort chirurgische Hilfe nachzusuchen. Vollständig zu unterlassen ist die Rückführung der Brüche, da sie bei der Möglichkeit eines Darmwandbruchs oder der Gangrän hohe Gefahr bietet. Daß durch sorgfältiges Verfahren im klinischen Betrieb die Aussichten der Operation wegen Brucheingklemmung wie der Resektion gebessert werden können, weist König zahlenmäßig nach. In seiner Klinik ist die Gesamtsterblichkeit von 27 % im Jahr 1913 auf 10 % im Jahr 1916 gesunken, die Sterblichkeit bei Resektion der Darmschlinge von 66 % auf 25 %. Königs interessante Ausführungen zeigen an einem Beispiel, wie tief der Krieg in die Gesundheitsverhältnisse auch der Zivilbevölkerung eingreift.

Tuberkulosebekämpfung

Das merkliche Ansteigen der Tuberkuloseerkrankungs- und -sterbeziffern im Deutschen Reich, das seit Ausbruch

des Krieges festzustellen ist, veranlaßte das preußische Ministerium des Innern in einem Erlaß am 24. November 1916 neuerdings auf die Notwendigkeit der Vernichtung des tuberkelbazillenhaltigen Auswurfs der Tuberkulösen hinzuweisen. In vielen Krankenhäusern wird der tuberkulöse Auswurf lediglich in Speigläsern aufgefangen, die mit Sublimat, Lysol, Kreosotseifenlösung, 2- bis 5prozentigem Karbolwasser oder nur mit Wasser gefüllt sind. Eine Desinfektion der Speigläser findet entweder gar nicht oder in unzureichender Weise statt. Zu verwerfen ist jedes Verfahren, bei dem der Auswurf undesinfiziert in den Abort oder die Kanalisation entleert wird, da so der Verbreitung des Infektionsstoffs Vorschub geleistet wird. Das beste Mittel zur Vernichtung der Tuberkelbazillen ist die Einwirkung hoher Temperaturen in Form des Verbrennens in einer Heizanlage, des Auskochens oder der Dampfdesinfektion in besonderen Apparaten, wie sie von Kirchner, Heim und anderen angegeben werden. Wo die Anschaffung eines besondern Apparats nicht angängig ist oder die Kosten zu hoch wären, läßt sich der Auswurf in den Speigläsern auch in einfachen Kochtöpfen auskochen. Empfehlenswert sind große Kochtöpfe mit Siebeinsatz, auf den die Speigläser mit Inhalt gestellt oder gelegt werden können. Das Auskochen des Auswurfs auf Feuerstellen, die zur Zubereitung menschlicher Nahrung dienen, ist natürlich aus hygienischen und ästhetischen Gründen unzulässig. Am besten eignet sich dazu der Desinfektionsraum, der Vorraum des Klosetts oder ein ähnlicher Nebenraum. Die Speigläser sollten immer bedeckt sein, weil sonst Fliegen den Ansteckungsstoff verbreiten können. Auch der Transport der Gefäße vom Krankenbett zum Desinfektionsraum in offenen Behältern muß vermieden werden, um eine Verschleppung des Infektionsstoffs zu verhüten. Die Verfügung des Ministeriums ist zu begrüßen. Doch mutet sie etwas sonderbar an, da man doch annehmen müßte, daß im Krankenhausbetrieb ohnehin alle Maßregeln zur Verhütung der Verbreitung ansteckender Krankheiten sorgfältig beachtet werden.

Kurze Chronik Auf dem Schlachtfeld fiel Otto Lahrman von der Nahrungsmittelchemischen Abteilung des Hamburger Hygienischen Instituts. ◊ Am 3. Oktober starb Vincenz Czerny, 74

Jahre alt, in Heidelberg. Mit ihm ist einer der bedeutendsten deutschen Chirurgen dahingegangen. In den letzten 10 Jahren hatte er sich ausschließlich der Erforschung der Krebskrankheit in dem von ihm begründeten Institut für Krebsforschung gewidmet. ◊ Der geniale französische Operateur Eugène Louis Doyen ist im Dezember, 57 Jahre alt, in Paris gestorben. Dem großen Publikum ist er hauptsächlich durch seine (auch kinematographisch aufgenommene) operative Trennung der siamesischen Zwillinge Radica und Doodica bekannt geworden. Sein sensationelles Auftreten ist ihm in Fachkreisen vielfach verdacht worden; man beschuldigte ihn der Reklamesucht. Das ändert nichts an der Tatsache, daß er als Chirurg und Arzt von ungewöhnlicher Bedeutung war. ◊ Am 4. Dezember starb der langjährige Lehrer der Dermatologie und Syphilidologie an der Münchener Universität Karl Possett, fast 80 Jahre alt. ◊ In seinem 77. Lebensjahr starb der Direktor der badischen Heil- und Pflegeanstalt Illenau Heinrich Schüle. Er war der Nestor der deutschen Psychiatrie. ◊ In einem Lazarett in Bad Nauheim starb im 48. Lebensjahr Oberstabsarzt Jacob Benario, Mitglied des Instituts für experimentelle Therapie in Frankfurt am Main. Er war ein geschätzter Mitarbeiter Ehrlichs und hat sich große Verdienste um die Einführung des Salvarsans in die Therapie der Syphilis erworben. ◊ Der Privatdozent für innere Medizin an der Universität Berlin Arthur Pappenheim, ein ausgezeichnete Hämatologe und Herausgeber der Folia Haematologica, ist im Alter von 46 Jahren an Fleckfieber gestorben. ◊ In der zweiten Januarhälfte starb der bekannte schwedische Dermatologe Edvard Welander, 70 Jahre alt in Stockholm. Auf seine Anregung wurde in Schweden das erste Heim für Kinder, die an erbter Syphilis kranken, gegründet. Nach dem Muster dieser Anstalt ist auch vor einigen Jahren in Friedrichshagen ein derartiges Heim errichtet worden. ◊ In einer Verfügung vom 3. Oktober 1916 über die Bekämpfung der Säuglingssterblichkeit und die Gesunderhaltung der Jugend ersucht das preußische Ministerium des Innern die Regierungspräsidenten geeignete Schritte zu tun, um die Ausbildung der reifern weiblichen Jugend und der Mütter in der Säuglings- und Kleinkinderpflege durch Einführung von Lehrgängen, Veranstal-

tung von öffentlichen gemeinverständlichen Vorträgen, Mütterabenden und ähnlichen Maßnahmen zu fördern. ◊ Das städtische Untersuchungsamt in Berlin ist zu einem Stadtmedizinalamt erweitert worden. Es gliedert sich in mehrere Abteilungen, eine medizinische, die erst nach dem Krieg weiter ausgebaut werden soll, eine bakteriologisch-hygienische (Leiter Sobernheim), eine chemische (Leiter Fendler) und eine sozialhygienische (Leiter Grotjahn). An der Spitze des Amtes steht der Stadtmedizinalrat Weber. ◊ Zum Leiter des Königlich preußischen Instituts für Infektionskrankheiten wurde der ordentliche Professor und Direktor des Instituts für Hygiene und Bakteriologie an der Universität Straßburg Paul Uhlenhuth berufen. ◊ Als Ordinarius der Hygiene und Direktor des Hygienischen Instituts ist Hugo Selter nach Königsberg gegangen. ◊ Zum ordentlichen Mitglied der Akademie für praktische Medizin in Düsseldorf und zum Direktor des Pathologischen Instituts in Düsseldorf wurde Hermann Beitzke (Lausanne) ernannt. ◊ Der außerordentliche Professor Franz Hamburger in Wien wurde Ordinarius für Kinderheilkunde an der Universität Graz. ◊ Der Ordinarius der Hygiene an der Universität Bern Wilhelm Kolle ist Direktor des Instituts für experimentelle Therapie in Frankfurt am Main geworden. Damit ist endlich, 1½ Jahre nach dem Tod Paul Ehrlichs, ein Nachfolger für ihn gefunden worden. ◊ An der Frankfurter Universität habilitierte sich Willy Pfeiffer für Nasen- und Halskrankheiten; an der Leipziger Universität Erich Sonntag für Chirurgie; ebenfalls für Chirurgie Erich Freiherr von Redwitz an der Universität Würzburg.

Literatur

Ein sehr verständlich und lehrreich geschriebenes Büchlein Gesundheitspflege des Weibes /Leipzig, Quelle & Meyer/ widmet Paul Straßmann gesundenkenden Frauen, Müttern, die in ihrer Kinderschar ihren Reichtum, keine Last erblicken, und die die Fruchtbarkeit ihres Leibes als höchstes Gut einschätzen. Das Werkchen erfüllt seinen Zweck die Frau über ihre ernsteste Lebensaufgabe aufzuklären und ist deshalb der Verbreitung wert. ◊ Auch in der Teubnerschen Sammlung Aus Natur und Geisteswelt erschien eine Gesundheitslehre für Frauen, von Karl Baisch. Das Buch will die heran-

wachsenden Mädchen und die Frauen über ihren eigenen Körper, dessen spezifische Organe und seine Funktionen gründlich unterrichten. Es beschreibt in populärer Darstellung nach dem heutigen Stand des Wissens die natürlichen Vorgänge im weiblichen Körper und entwickelt die Regeln eines naturgemäßen Verhaltens nach den Grenzen seiner Leistungsfähigkeit. ◊ In einer reichhaltigen und sorgfältigen Arbeit (Beiträge zu den Krankheiten der Postbeamten /Berlin, Verlag des Deutschen Postverbandes/) veröffentlicht H. L. Eisenstadt die statistischen Ergebnisse der Sterbekarten des Verbandes mittlerer Reichspost- und -telegraphenbeamten aus den Jahren 1909 bis 1913. Er führt damit die wissenschaftliche Verarbeitung der Sterbekarten von 1903 bis 1908 weiter. Die Schlußabhandlung Kinderarmut und Beamtenstand und ein reichhaltiges Literaturverzeichnis erhöhen noch den Wert der Publikation, die allen auf dem Versicherungsgebiet Tätigen wie auch weiteren Kreisen zu eingehendem Studium empfohlen sei. ◊ Ein langjähriger früherer Staatsbeamter Robert Landvogt, macht in seinem Buch Die Hygiene als Staatsmonopol /München, Birk/ den Vorschlag einer staatlichen Organisation aller in der Hygiene tätigen Berufe. Er verspricht sich davon Vorteile hygienischer, volkswirtschaftlicher und auch finanzieller Natur, und zwar diese durch ökonomische Einsparung der vorhandenen Kräfte. Die Frage ist der Prüfung wert, dürfte aber wegen der starken widerstrebenden Kräfte nicht leicht zu lösen sein (Verstaatlichung des ärztlichen Berufs!).

KUNST

Musik / Friedrich Schwarz

Gade

Am 22. Februar hat sich zum 100. Mal der Tag gejährt, an dem Niels Wilhelm Gade, der bedeutendste dänische Komponist, das Licht der Welt erblickte. Zuerst vernahm man von ihm, als im Jahr 1841 in Kopenhagen seine Ouverture Nachklänge an Ossian aufgeführt wurde. Das Werk wurde preisgekrönt, Gade erhielt vom König ein Reisestipendium und begab sich 1843, einer Einladung Mendelssohns folgend, nach Leipzig, wo er bis zum Revolutionsjahr 1848 als dessen Mitarbeiter und Nachfolger als Leiter der Gewandhauskonzerte verblieb. Dann kehrte er wieder nach der Heimat zurück. In Ko-

penhagen übernahm er 1850 die Leitung der Konzerte des Musikvereins. Eine Zeitlang bekleidete er auch das Amt eines Kapellmeisters am dortigen Hoftheater. 1865 wurde er Leiter der Akademie für Musik. Er starb am 22. Dezember 1890. Gade stellt in seinem musikalischen Schaffen eine glückliche Mischung nordischen und südlichen Gefühls dar. Die musikalischen Häupter der deutschen Romantik, Mendelssohn und Robert Schumann, haben auf ihn befruchtend gewirkt; zur Freude am Klang gesellte sich die Innigkeit des musikalischen Ausdrucks. Gades Schaffen war vielseitig: Er hat 8 Symphonien, 7 Ouvertüren, Suiten, Kammermusikwerke, Lieder und zahlreiche Klavierstücke geschrieben. Von größeren Chorwerken seien genannt: Erlkönigs Tochter, Die Kreuzfahrer, Komala. Am bekanntesten blieben die erwähnten Nachklänge an Ossian, dann seine Symphonie in C-Moll. Eine Oper Mariotte vermochte sich nicht zu behaupten.

Fuchs Robert Fuchs beging am 15. Februar seinen 70. Geburtstag. Er wurde 1847 in Frauenthal in Steiermark geboren und studierte an der Wiener Akademie für Musik. Von 1874 bis 1912 hat er an dieser Anstalt als Lehrer gewirkt. Hugo Wolf und Gustav Mahler waren seine bedeutendsten Schüler, sodann noch Alexander von Zemlinsky, Franz Schmidt, Franz Schreker, Richard Stöhr. Von seinen Werken sind vor allem zu nennen: die Messe in F, 5 Serenaden, 3 Symphonien, 2 Opern (Die Königsbraut und Die Teufelsglocke), das Klavierkonzert in B-Moll, die Ouvertüre Des Meeres und der Liebe Wellen, Kammermusikwerke, Lieder, Klavierstücke. Fuchs, der in großer Freundschaft und Verehrung an Brahms hing, hat auch manche der glänzenden Eigenschaften dieses Meisters: Die melodische Linie wölbt sich auch bei ihm in weitem Bogen, auch bei ihm finden wir die naive Singfreudigkeit des echten Österreicher. Doch hat er sich seine besondere Eigenart bewahrt, eine von innerer Empfindung erfüllte, edle Kunst. In der satten Behandlung des Orchesters ist er meisterhaft, hier überströmt er von wohl lautender Fülle. Am schönsten und freiesten hat sich sein Eigenwesen in den erwähnten Serenaden entfaltet. Sie sind in ihrer Art einzig; ich wüßte ihnen nichts Ähnliches an die Seite zu setzen. Leichtfaßlich und mit holder Selbstverständlichkeit fließen die schmeichelnden

Melodien vorüber; rhythmisch wechselnd, bunt und fröhlich, gleichen sie einem Reigen tanzender Mädchen. Man hört die Dirigenten so oft klagen, sie wüßten nicht, was sie aufführen sollten. Wie wäre es, wenn sie ihre Aufmerksamkeit dem in Deutschland noch viel zu wenig bekannten Meister zuwenden würden? Hier liegen ungehobene Schätze einer reichen, unverschobenen, lichtvoll freudigen Natur.

Korngold: Die Kinder des kleinen
Der Schneemann Städtchens erbauen auf dem Marktplatz einen Schneemann. Fröhliches Weihnachtmarktreiben, über dem sich ein blasser Winterhimmel ausspannt. Es wird trüber und trüber, violette Dämmerung bricht herein. Nach und nach werden die Fenster der Häuser erleuchtet, Schnee fällt in dichten Flocken. Am hellen Fenster erscheint das Köpchen Colombinens. Pierrot steht draußen mit seiner Geige, friert und fühlt im Herzen Liebesgluten. Er spielt zu den Fenstern der Geliebten seine Sehnsucht empor, gießt sein ganzes Gefühl in seine Musik. Von einem plötzlichen Gedanken erfaßt, stellt er sich an den Platz des Schneemanns und blickt stumm zu den Fenstern Colombinens hinauf. Es schneit in weichen Flocken, Nebelschleier verhüllen das Bild. Dann gewahren wir das behagliche Innere im Hause Pantalons, der sein Nichtchen Colombine gar strenge bewacht. Aber der weinselige Tölpel wird überlistet. Er hat sich bei seinem Besorgungsgang den vermeintlichen Schneemann auf den Hals geladen. Nun spukt der weißvermummte Pierrot in Flur und Zimmer. Niemand kann ihn fortbringen, niemand getraut sich ihn anzufassen. Weder der zu Hilfe gerufene Schornsteinfeger, noch die Diener, noch der Hausherr selbst. Pantalon verzweifelt, trinkt sich Mut an, wird vom Wein überwältigt, sinkt in einen Lehnstuhl und vermeint nun nicht einen, nein, 2, 3, 4, unendlich viele Schneemänner zu sehen, die sich im Wirbel um ihn drehen. Schließlich sinkt er in tiefen Schlaf. Holla, nun ist der Weg frei. In mächtig aufwallender Leidenschaft beschwört Pierrot die Geliebte mit ihm zu fliehen. Nun widersteht sie seinem Drängen nicht länger. Die beiden eilen. Pantalon wird von den bestürzten Dienern geweckt. Die Töne des Posthorns klingen ihm in die Ohren. Er stürzt ins Freie, aber die Flüchtigen sind nicht mehr einzuholen. In seiner Wut zerschlägt er den Stifter allen Ungemachs, den Schneemann.

Was hat den damals 11jährigen Erich Wolfgang Korngold, auf dessen staunenswerte Begabung hier schon bei der Besprechung anderer Werke (1914 II, Seite 711 f., und 1916 II, Seite 616) aufmerksam gemacht wurde, zu dieser Pantomime angeregt? Man hat die harmlosen Vorgänge kindisch, ja dumm genannt. Aber ist es das Wesen des leichten Spiels unbedingt *interessant* zu erscheinen? Dem Knaben bot sich ein buntes Winterbild, es boten sich ihm ein paar Figuren: der täppische Alte; Colombine, die Zerbrechliche, Begehrenswerte; Pierrot, der Schwärmer; und ein lustiger Reigen von Nebenfiguren. Nur zu natürlich, daß sein erwachender Gestaltungsdrang an dieser kindlich heitern Welt sich entzündete. Er füllte das ganze Gefäß dieser anspruchslosen Handlung mit Stimmung. Mit Behaglichkeit, mit Singen und Spielen. Alles, was der stilhungrige Knabe aufgenommen hat, drängt sich heran. So gleich der Beginn des kurzen Vorspiels in F mit seinen Puccini nachgefühlten Gleichschritten. Kein Grund zum Tadel. Es ist in diesem Erstlingswerk so viel des Echten, daß wir uns die Freude an so draufgängerischer Musizierlust nicht trüben lassen dürfen. Nicht als *geistreich* wollen wir das unruhige Schillern, Anschwellen und plötzliche Halten abtun; es ist mehr, ist der Ausdruck einer schwebenden Leichtigkeit ohne Gewolltheit. Da stürmt ein Walzer in D nach aufwärts, wiegt sich wieder hinab und sämftigt sich gegen das Ende zu; man glaubt, nun schließe er; doch wir sind plötzlich in einer andern Tonart. Wie soll er enden? Aber kaum hat unser Ohr gefragt, da sind wir wieder in D-Dur, beim Ausgangspunkt. Das ist nun freilich harmonische Akrobatik; doch steckt ein zwingendes Talent dahinter, das seine Gaben in steter Ausbildung verwertet.

David In einem der sogenannten Komponistenkonzerte lernte man in Berlin eine ganze Reihe von Schöpfungen des Schweizer Karl Heinrich David kennen. In allen Werken, die man da hörte, spricht sich entschiedene Formbegabung aus. Die Sonate für Violine und Klavier in G-Dur ist sauber gemacht, aber auch nicht viel mehr als das. Ein Streichquartett in F-Dur hat einige starke Stellen, so im Schlußsatz. Überall leuchtet die Terzenseligkeit eines Brahms hindurch. Man wird zu sehr an die überragende Größe des Vorbilds

gemahnt, als daß einen die (wenn auch oft absichtlich ausweichende) Art besonders zu fesseln vermöchte. Das Trio Tanzrhapsodie will aus zarten, luftigen Themen, aus vorüberhuschenden Läufen etwas wie eine musikalische Nacktkultur züchten. Leider ist diese Sache nicht überzeugend gestaltet. Am glücklichsten ist David im leichten Chorsatz. Die Frauenchöre in seinem Liederspiel (das aber in der ganzen Anlage zu wenig einheitlich ist) haben gute, melodische Einfälle und Grazie. Peinlich wirken oft seine harmonischen Finessen in ihrer Unerfülltheit. Im heiter lieblichen, volkstümlich einfachen Lied, im Chorsatz, kurz, wo es gilt flüchtig und sangbar zu schreiben, hat er seinen musikalischen Halt. Hier scheint mir seine eigentliche Befähigung zu liegen. Wenn er sich entschliesse sie zu pflegen, so dürfte solches stille Wirken sicherlich gute Früchte tragen.

Kurze Chronik Am 31. Dezember starb in Groß Lichterfelde Ernst Rudorff, 77 Jahre alt. Er war ein bekannter Musikpädagoge, der sich auch kompositorisch vielseitig betätigt hat. Von Köln, wo er eine Stelle als Lehrer am dortigen Konservatorium bekleidete, wurde er 1869 an die Königliche Hochschule für Musik zu Berlin berufen, der er bis 1910 als Lehrer und Direktionsmitglied angehörte. Er war 10 Jahre lang auch Leiter des Sternschen Gesangsvereins. ◊ Der Berliner Pianist Paul Goldschmidt ist während einer Konzertreise auf der Fahrt verunglückt. Er ist nur 35 Jahre alt geworden. ◊ Ein Quintett E. T. A. Hoffmanns kam auf einem Kammermusikabend des Konzertmeisters Schachtebeck in Leipzig zur (wahrscheinlich allerersten öffentlichen) Aufführung. Es ist für Harfe, 2 Violinen, Viola und Violoncello geschrieben und stammt vermutlich aus dem Jahr 1807, der Warschauer Zeit des Dichters. ◊ In Leipzig ist eine Regergesellschaft gegründet worden, mit dem Ziel der Kunst dieses Größten unserer Zeit zu dienen. Die Gesellschaft beabsichtigt in regelmäßigen Zwischenräumen Regerfeste zu veranstalten und durch Veröffentlichung wissenschaftlicher und künstlerischer Arbeiten das Verständnis für Reger zu fördern. Im Sinn Regers sollen späterhin jungen begabten Tondichtern Unterstützungen zur Veröffentlichung ihrer Werke gewährt werden. Ehrenvorsitzender der Gesellschaft ist Richard

Strauß. Den Vorsitz hat nach dem Tod Fritz Steinbachs sein Amtsnachfolger in Köln Hermann Abendroth übernommen. Außerdem gehören dem Vorstand unter anderen Siegmund von Hausegger (Hamburg), Fritz Stein (Meiningen), Karl Straube (Leipzig) an. ◊ Als Nachfolger des im Vorjahr verstorbenen Bernhard Irrgang ist der Organist an der Universitätskirche Sankt Pauli in Leipzig Ernst Müller Organist des Berliner Doms geworden.

Literatur

Wenn als ein Entwurf eine zwar nicht zum völligen Abschluß gebrachte, in ihren Umrissen aber doch schon deutlich erkennbare und planmäßig durchdachte Arbeit zu gelten hat, so führt Ferruccio Busonis Entwurf einer neuen Ästhetik der Tonkunst /Leipzig, Inselverlag/ zu Unrecht diesen Titel. Diese Schrift besteht nämlich aus willkürlich aneinandergereihten Anmerkungen zur Musikästhetik; Randbemerkungen zum Streben der modernen Musik überhaupt; Glossen, die nur das Pathos, keineswegs die eindringende und von Grund aus umstürzende Kraft haben, die ihr Autor ihnen zu geben hoffte. Die allgemeine, oft das Richtige treffende, aber niemals tieferschürfende Behandlung kann nicht überzeugen. Wenn man nichts Geringeres unternimmt als eine umwälzende Reform des gesamten Musiklebens für höchst notwendig zu erklären, und zwar in weitestem Umfang, indem man in diesen Sanierungskomplex nicht nur das Schaffen der lebenden Meister sondern auch das weite Feld der Ausdrucksmittel (Melodie, Harmonie, Rhythmik) und den großen Apparat der Instrumente, dessen sich die Musik zu ihrer Ausführung bedient, einbezieht, so muß man seine Auslassungen schon anders erhärten, als mit ganz allgemeinen Sätzen. Busonis Schrift gipfelt in der Forderung die Musik aller ihrer, wie er meint, höchst schädlichen Fesseln zu entkleiden. Er formuliert das in dem harmlos klingenden Satz: »Nach welcher Richtung führt der nächste Schritt? Ich meine, zum abstrakten Klange, zur hinderlichen Technik, zur tonlichen Unabgegrenztheit. Dahin müssen alle Bemühungen zielen, daß ein neuer Anfang jungfräulich erstehe.« Busoni hat mit seiner Schrift diesen Anfang aber nicht gemacht. Beweiskraft hätten seine Ausführungen nur dann gehabt, wenn er uns das neue Werk gegeben hätte. Aber Busoni sieht die Aufgabe des Schaffenden darin: Gesetze aufzustellen, und nicht:

Gesetzen zu folgen. Für ihn ist die Schaffenskraft »um so erkennbarer, je unabhängiger sie von Überlieferungen sich zu machen vermag«. An sich ist das richtig. Nur die daraus gezogenen Konsequenzen entbehren durchaus der Berechtigung. »Wir haben Regeln formuliert, Prinzipien aufgestellt, Gesetze vorgeschrieben — wir wenden die Gesetze der Erwachsenen auf ein Kind an, das die Verantwortung noch nicht kennt! So jung es ist, dieses Kind, eine strahlende Eigenschaft ist an ihm schon erkennbar, die es vor allen seinen älteren Gefährten auszeichnet. Und diese wundersame Eigenschaft wollen die Gesetzgeber nicht sehen, weil ihre Gesetze sonst über den Haufen geworfen würden. Das Kind — es schwebt! Es berührt nicht die Erde mit seinen Füßen. Es ist nicht der Schwere unterworfen. Es ist fast unkörperlich. Seine Materie ist durchsichtig. Es ist tönende Luft. Es ist fast die Natur selbst. Es ist frei.« Gut. Nennen wir die Musik ein Kind. (Obzwar zu diesem Vergleich kein Anlaß besteht). Aber dieses »Kind« nun mittels einer unverständlichen Gedankenassoziation frei« zu nennen, nun an dies Stichwort eine Erläuterung der Freiheit zu knüpfen und in dieser Freiheit die Bestimmung der Musik zu erblicken: das ist doch wohl allzu wirr. Man höre weiter: »Freiheit ist aber etwas, das die Menschen nie völlig begriffen noch gänzlich empfunden haben. Sie können sie nicht erkennen noch anerkennen.« Man fragt nach der Beziehung dieses Satzes zur Musik und erhält zur Antwort: »Sie verleugnen die Bestimmung dieses Kindes und fesseln es. Das schwebende Wesen muß geziemend gehen, muß, wie jeder andere, den Regeln des Anstandes sich fügen; kaum, daß es hüpfen darf — indessen es seine Lust wäre der Linie des Regenbogens zu folgen und mit den Wolken Sonnenstrahlen zu brechen . . . Absolute Musik ist dagegen etwas ganz Nüchternes, welches an geordnet aufgestellte Notenpulte erinnert, an Verhältnis von Tonika und Dominante, an Durchführungen und Kodas.« Von Beethoven meint Busoni, daß er »einen kleinen Schritt in der Zurückführung der Musik zu ihrer höhern Natur« aufstieg; aber den Sinn des »schwebenden Kindes« hat auch er nur »in einzelnen Augenblicken geahnt«. Bach und Beethoven sind nur »als ein Anfang aufzufassen und nicht als unzuübertreffende Abgeschlossenheiten«. Zwischen den einzelnen Behauptungen des Verfassers klaffen unüberbrückbare Lücken, zusam-

mengehalten nur durch die bunten Schleier einer poetisierenden bald lyrisch säuselnden bald heftig revolutionären Ausdrucksweise. Man wird mit dieser »Ästhetik« einweilen nichts anfangen können: nicht weil sie »neu«, sondern weil sie wirr ist. Gedanken, die hinter der formelhaften Sprechweise stecken, könnten nur in dem lebendigen Schaffen ihre Richtigkeit erweisen. Wir müssen daher abwarten, ob diesem »Entwurf« nun auch das Werk folgen wird.

KULTUR

Technik / Heinrich Lux

Graf Zeppelin † Graf Zeppelin hat das Ende dieses Krieges, in dem seine Schöpfung eine so wesentliche Rolle spielte, nicht mehr erlebt. Er ist am 8. März einer Lungenerkrankung erlegen. Zu der Versammlung deutscher Naturforscher und Ärzte, die im September des Jahres 1906 in Stuttgart tagte, hatte auch Graf Zeppelin einen Vortrag angekündigt: Über motorische Luftschiffahrt. Dieser Vortrag wurde keineswegs als besonderes Ereignis aufgefaßt, er wurde auch nicht in einer allgemeinen Sitzung gehalten, an der das größere, für den Fortschritt der Naturwissenschaften sich interessierende Publikum teilnimmt, ebensowenig in einer Gesamtsitzung der naturwissenschaftlichen Gruppen, sondern lediglich in einer der zahlreichen wissenschaftlichen Abteilungen, der für angewandte Physik. Zu jener Zeit war der Name Zeppelins noch nicht als der eines erfolgreichen Erfinders und Förderers der wissenschaftlich-technischen Entwicklung gefeiert. Zeppelin galt vielmehr weiten wissenschaftlichen Kreisen als phantastischer Anhänger einer Idee, die zwar technisch durchführbar, aber ohne große praktische Bedeutung sei. So begann Zeppelin denn auch seinen Vortrag mit den bescheidenen Worten: »Die Tatsache schon, daß mir die hohe Ehre zuteil geworden vor einer Versammlung von Gelehrten über motorische Luftschiffahrt zu sprechen, beweist, wie diese aus dem Reich der Träume hinein zu wachsen beginnt in das Gebiet ernsthafter Denker. Aber ein schwacher Anfang nur ist angebahnt in der Verbreitung klarer Gedanken über die dem Befahren des Luftraums zugrunde liegenden Gesetze.« Daß das Befahren der Luft mit Schiffen nach Zeppelins Methode möglich ist,

war damals freilich schon erwiesen. Am 2. Juli 1900 hatte bereits der erste Versuch mit dem Zeppelinschen Luftschiff stattgefunden, über den der selbst als erfolgreicher Erfinder und Konstrukteur auf dem Gebiet der Luftschiffahrt tätige Major A. von Parseval in der Vossischen Zeitung vom 9. März 1917 sich folgendermaßen äußert: »Freilich war das noch keine zielbewußte Fahrt, eher ein Herumtaumeln in der Luft; denn die Steuervorrichtungen waren unzureichend und vermochten nicht das Schiff in geradlinigem Fluge zu erhalten. Auch die Gebrechlichkeit des Aluminiumgerippes und die Unvollkommenheit der Motore verursachten endlose Schwierigkeiten.« Neue Versuche, die im November 1900 angestellt wurden, und weitere im Jahr 1905 erwiesen aber die völlige Lenkbarkeit des Ballons, der damals eine Stundengeschwindigkeit von 32,4 Kilometer erreichte. Das Zeppelinsche oder sogenannte starre System steht im Gegensatz zu dem unstarren, nach dem das berühmte Luftfahrzeug gebaut war, mit dem Santos Dumont um die Jahrhundertwende den Eiffelturm umkreist hatte. Hier wurde der Ballon, mit dem die Gondel durch eine lose Aufhängung verbunden war, nur durch den innern Gasdruck prall erhalten und mußte einknicken und jede Manövrierfähigkeit verlieren, sobald der äußere Luftdruck den innern Gasdruck überwand. Beim starren System Zeppelins ist der sehr lange Ballon mit einem Aluminiumgerippe versteift und durch Querwände in eine Anzahl verschiedener Abteilungen geschieden, so daß die Zerstörung einer oder selbst mehrerer Abteilungen das Ganze nicht vernichtet. Die Last war auf mehrere Gondeln verteilt, ein Laufgang setzte die sämtlichen Betriebsstellen mit einander in Verbindung. Alle diese grundlegenden Einrichtungen sind trotz mannigfacher Weiterentwicklung bis heute geblieben und haben sich als gesund erwiesen. Während des Krieges ist die Geschwindigkeit, die schon vorher bis auf 75 Stundenkilometer angewachsen war, noch vermehrt, und die Fahrhöhe ist zu vorher ungeahnter Größe gesteigert worden. Den großen Ruhm Zeppelins begründete die erste große Fahrt, die er bald nach seinem Stuttgarter Vortrag am 9. und 10. Oktober 1906 ausführte, und die auch die Unabhängigkeit des Luftschiffs von der Aufstiegsstelle in einer großen Wasserfläche dartat. In aller Gedächtnis ist wohl noch die erste 24stündige

Dauerfahrt vom 4. und 5. August 1908, die den Rhein entlang bis Mainz führte, ebenso das Unglück, das dieses Schiff auf der Rückfahrt bei Echterdingen traf, wo es durch eine Motorhavarie zu einer Zwischenlandung gezwungen war. Aber dieser und auch noch spätere Unglücksfälle entmutigten Zeppelin ebensowenig wie es vorher der Widerstand wissenschaftlicher und technischer Kreise hatte tun können (hatte ihn doch beispielsweise der Verein deutscher Ingenieure in den neunziger Jahren des vorigen Jahrhunderts abgewiesen). Bei dem Unglück von Echterdingen war allerdings die Begeisterung für die Luftschiffahrt und den Grafen Zeppelin in Deutschland bereits so allgemein geworden, daß die sofort eingeleitete Sammlung zum Bau eines neuen Luftschiffs eine Summe von über 6 Millionen Mark ergab, die Zeppelin instand setzte seine Unternehmungen mit einer gesicherten Kapitalgrundlage weiterzuführen.

In der gegenwärtigen schweren Kriegszeit haben sich die Zeppeline, wie man die nach dem starren System gebauten Luftschiffe bald ganz allgemein nannte, als neue, wichtige Waffe bewährt. Hoffen wir, daß der Tag nicht mehr ist, wo ihre Weiterentwicklung nicht mehr nur unter diesem Gesichtspunkt betrachtet zu werden braucht, wo sie vielmehr dazu dienen werden den jetzt so jäh unterbrochenen friedlichen Verkehr der Völker zu einem schnelleren und deshalb auch um so umfangreicheren zu gestalten. Der Name Zeppelins wird nicht nur in unserm Vaterland sondern in der ganzen Welt in der dankbaren Erinnerung der Menschen fortleben.

Kohlenherstellung

Die natürlichen Kohlen, Steinkohle, Braunkohle und Torf, entstehen durch

Zerfall des Zellenbaustoffs vegetabilier Organismen. Die Bildung von Steinkohle und Braunkohle vollzog sich vor ungeheuer langen Zeiträumen, Torf dagegen bildet sich noch unter unseren Augen. Voraussetzung für die Bildung der verschiedenen Kohlenarten ist immer die Gegenwart von Wasser, das von den zerfallenden Zellen den Luftsauerstoff abhält, und weitere Voraussetzung ist das Auftreten mehr oder weniger starker Drucke.

Durch die Anwendung sehr hoher Drucke ist es neuerdings Bergius in gemeinsamer Arbeit mit Billwiler gelungen aus Zellstoff und anderen Kohlehydraten Steinkohle

und selbst Anthrazit künstlich herzustellen. Zellstoff, Holz, Torf usw. werden hierzu in geschlossenen Gefäßen in der Gegenwart von Wasser erhitzt. Die Temperaturerhöhung bewirkt eine außerordentliche Steigerung des Drucks, der bis zu 5000 Atmosphären gebracht werden kann. Bei geringeren Drucken entstehen Stoffe mit einem Kohlenstoffgehalt von zirka 84 %; bei den höchsten Drucken und Erhitzungsdauer von einigen hundert Stunden dagegen Stoffe, die bis zu 89 % aus Kohlenstoff bestehen und daneben noch Sauerstoff, Stickstoff, Wasserstoff und das für natürliche Kohlen besonders charakteristische Methan (Grubengas) enthalten. Der nach dem Verfahren der beiden Forscher, erhaltene Stoff ist in jeder Hinsicht als Steinkohle beziehungsweise Anthrazit anzusprechen, und der Vorgang vollzieht sich im Laboratorium innerhalb weniger Stunden, wozu die Natur Jahrtausende gebraucht hatte. Interessant ist die völlige Übereinstimmung der künstlichen und der natürlichen Endergebnisse, wenn die Entstehungsbedingungen in beiden Fällen gleichartig gestaltet werden. Dort, wo bei der geologischen Bildung der Steinkohle nur verhältnismäßig niedrige Drucke auftraten, finden wir eine kohlenstoffärmere und von Methan ziemlich freie Kohle, wie in Oberschlesien. Dort dagegen, wo sich neben der Ablagerung noch sekundäre geologische Vorgänge durch Verwerfung von Schichten und dadurch bedingte enorme Pressungen vollzogen, finden wir kohlenstoffreiche Magerkohlen, Anthrazit und dergleichen. Den beiden Forschern scheint es also tatsächlich gelungen zu sein die Vorgänge bei der Entstehung der natürlichen Kohlen aufzuklären. Ob sich diese Erkenntnis aber auch praktisch verwerten lassen wird, ist freilich eine andere Frage, die nicht ohne weiteres mit einem Ja zu beantworten ist.

Farbenmessung Seit einiger Zeit beschäftigt sich Wilhelm Ostwald mit dem Problem der Farben. Er geht darauf hinaus das rein subjektive Empfinden der Farben objektiv zu erfassen und aus der rein objektiven Farbendefinition die tatsächliche Reproduktion zu ermöglichen. Über diese Untersuchungen ist hier bereits in der Rundschau Exakte Naturwissenschaften (1916 III, Seite 1078 f) berichtet worden. Das Problem hat nicht geringe praktische Bedeutung. Unser ganzes Leben spielt sich in Räu-

men voller Farben ab. Sowie wir aber versuchen unsere innerlichen Wahrnehmungen anderen zu übermitteln, wird die Darstellung farblos, eindrucklos. Stehen wir aber gar vor der Aufgabe von einem Fabrikanten die Einfärbung eines Tuches in der Nuance feldgrau zu verlangen, ohne ihm eine Probe zu übermitteln, so wird er selbst der weitläufigsten Beschreibung der Farbe gegenüber ratlos dastehen. Ostwald meint nun, daß es möglich sein müsse jede beliebige Farbe durch Symbole ebenso eindeutig zu charakterisieren wie es der Chemiker bei der Definition einer chemischen Verbindung durch seine Formeln vermag. Diese eindeutige Charakterisierung einer Farbe soll es dann ermöglichen sie auch jederzeit und an jeder beliebigen Stelle wiederzugeben. Heute bemühen wir uns eine Farben- nuance durch eine Unzahl vieldeutiger Worte wenigstens ungefähr anzudeuten. Wir sprechen von maigrün, spinatgrün, lauchgrün, * nelkenbraun, malvenrot usw. und überlassen es dem Hörer sich daraus eine Vorstellung zu bilden. Etwas weiter kommen wir schon, wenn wir das Spektrum zerlegten weißen Lichtes zu Hilfe nehmen und eine Farbe mit der Wellenlänge definieren. Diese Methode ist aber nur für vollkommen reine Farben anwendbar. Die meisten Farben sind jedoch Mischfarben aus reinen Spektralfarben, und deren Nuance wird durch den quantitativen Anteil von beigemischem Grau (und, handelt es sich um Pigmentfarben, um Farbenanstriche, durch beigemischtes Weiß oder Schwarz) bestimmt. Es bestehen also nicht geringe Schwierigkeiten in der zuverlässigen Definition einer Farbe. Auf der letzten Tagung des Vereins deutscher Chemiker hat Ostwald den Gedanken der Farbenmessung wieder weiter erläutert. Er versucht den Eindruck einer Farbe durch Zahlen von nur 6 Ziffern so auszudrücken, daß eine eindeutige Farbenbestimmung resultiert. Ostwald geht davon aus, daß durch die 3 Mannigfaltigkeiten: Farbton, Reinheit und Anteile des Grau, die Veränderlichkeit der bunten Farben erschöpft sei. Nach Messungen mit Hilfe eines Farbenkreises und eines einfachen optischen Apparats wird der Farbton in einer 2ziffrigen Zahl zum Ausdruck gebracht. Das gleiche geschieht mit der Reinheit und dem Weißgehalt, der den unbunten Anteil der Farbe kennzeichnet. Stellt man die 3 ziff-

rigen Zahlengruppen zu einer 6ziffrigen zusammen, so stellt diese mit großer Genauigkeit die Ergebnisse der Farbenanalyse dar. Aus der Analyse der Farben ergibt sich unmittelbar auch deren Synthese, und Oswald gibt eine einfache Konstruktion an, die es gestattet aus der 6ziffrigen Zahl unmittelbar eine solche Synthese zu finden. Eine Farbenfibel und ein in Vorbereitung befindlicher Farbenatlas von etwa 3000 Aufstrichen, den Ostwald auf der letzten Werkbundtagung ankündigte (siehe die Rundschau Kunstgewerbe, 1916 II, Seite 726), sollen die Analyse und Synthese der Farben erleichtern.

Sulfitspiritus Bei der Behandlung der Frage der Neuorganisation unserer Technik hatte ich auch des Sulfitspiritus Erwähnung getan, der einen vollkommenen Ersatz für den Kartoffelspiritus gibt, so daß unsere für die Ernährung von Mensch und Vieh so überaus wichtige Kartoffel ihrem Hauptzweck erhalten bleiben kann. Zu Friedenszeiten waren es in erster Linie fiskalische Gesichtspunkte, die die Erzeugung von Sulfitspiritus in Deutschland verhinderten, so daß diese deutsche Erfindung hauptsächlich nur in Schweden größere Anwendung fand. Unsere Ernährungssorgen haben uns nun gezwungen das Vermischen eßbarer Kartoffeln ganz einzustellen und endlich auch der Erzeugung von Sulfitspiritus in Deutschland größere Aufmerksamkeit zu widmen. Es sind Vorkehrungen getroffen worden die Abfallwässer der Holzstoffherzeugung in großem Umfang zur Alkoholerzeugung auszunutzen, und binnen kurzem wird der meiste technisch und auch zu Genußzwecken verwandte Alkohol auch bei uns Sulfitspiritus sein. Werden alle Holzstofffabriken gezwungen ihre Abwässer aufzuarbeiten, so wird dadurch auch unsere Wasserwirtschaft erhebliche Vorteile haben; denn gerade durch die Zellstofffabriken werden unsere Flüßläufe in erheblichem Maß verunreinigt, und vor allem wird die Fischzucht geschädigt. In Schweden werden gegenwärtig zirka 3 Millionen Liter Sulfitspiritus erzeugt; die Produktion ließe sich bei dem Holzreichtum Schwedens aber leicht bis auf 27 Millionen Liter steigern, wenn bessere Absatz- und Verwendungsmöglichkeiten für den erzeugten Alkohol vorhanden wären. Deshalb wird gerade in Schweden der industriellen Verwertung von Alkohol große Aufmerksamkeit ge-

schenkt, besonders jetzt, wo die Kohlenversorgung von England aus ins Stocken geraten ist. Unter diesem Gesichtspunkt haben die Versuche, die gegenwärtig auf einer Privatbahn in Dalekarlien mit einer Spiritusmotorlokomotive von 150 Pferdestärken gemacht werden, großes kriegswirtschaftliches Interesse. Übrigens sind auch die schwedischen Militärfahrzeuge so eingerichtet, daß sie sich in ihrer Mehrzahl sofort für Spiritusbetrieb einrichten lassen.

Lokomotivfeuerkisten

Bisher waren unsere Lokomotiven ausschließlich mit kupfernen Feuerkisten ausgerüstet. Die Unterbindung der Kupferzufuhr nach Deutschland zwang dazu nach Ersatzstoffen für das Kupfer zu suchen. In erster Linie kam hier das Flußeisen in Betracht. Im Verein Deutscher Maschineningenieure berichtete nun Klug über flußeiserner Feuerkisten. Die Erfahrungen, die mit ihnen im Lokomotivbetrieb gemacht worden sind, sind durchaus nicht sehr ermutigend. Gewöhnliches Flußeisen gewinnt mit steigender Temperatur (bis zu 250°) an Festigkeit. Zugleich wird das Eisen dabei aber auch härter und spröder, was für Feuerkisten, die besonders stark auf Dehnung beansprucht werden, recht mißlich ist. Es hat sich herausgestellt, daß im Flußeisen, das in der Blauwärme Formänderungen erleidet, erhebliche Wärmespannungen auftreten, die wegen der bei höheren Temperaturen sich einstellenden Sprödigkeit zu Ribbildungen Anlaß geben. Die Temperaturen, die in Feuerkistenblechen auftreten, bewegen sich zwischen 250 bis 340°; ist Kesselstein vorhanden, sogar bis 915° je nach der Stärke der Kesselsteinschicht. Hiermit wird unter Umständen die kritische Blauwärme überschritten. Beim Öffnen der Feuer Türen, wobei kalte Luft in die Feuerkiste einströmt, ziehen sich die Bleche zusammen, und da diese Formänderung in der Blauwärme eintritt, so sind Ribbildungen fast unvermeidlich. Mit Vorliebe treten sie an den Stehbolzenlöchern auf, da hier, wenn beim Einschneiden der Gewinde für die Stehbolzen nicht sehr sorgfältig gearbeitet wird, meist von vornherein schon feine Haarrisse vorhanden sind, die sich bei der durch Erwärmung und Abkühlung bedingten Formänderung leicht erweitern. Zur Verminderung dieser Ribbildung werden in Amerika stets bewegliche Stehbolzen oder federnde Stehbolzen mit Längsschlitz benutzt. Die Gefahren gußeiserner Feuerkisten

lassen sich erheblich vermindern, wenn man schon bei ihrem Bau auf die Eigenschaften des Flußeisens mehr Rücksicht nimmt, als das gegenwärtig anscheinend bei uns geschieht, und wenn man durch besondere Schutzvorrichtungen das Eintreten falscher Luft und damit lokale Abkühlungen verhindert. Automatische Rostbeschickung, die wegen ihres hohen Gewichts bei uns nicht angewandt wird, Rauchverminderer und Feuerschirme haben sich in dieser Hinsicht bewährt.

Neben den zerstörenden Einflüssen der Formänderung kommt noch das Spröderwerden des Flußeisens infolge von Aufnahme von Kohlenstoff und Schwefel in Betracht. Da sich die Überhitzung in der Feuerkiste meist einstellt, wenn sich größere Mengen Kesselstein ablagern, so muß der Kesselsteinbildung möglichst vorgebeugt werden. Es geschieht das am einfachsten in Kesselsteinabscheidern, in denen das Speisewasser auf zirka 160° vorgewärmt wird, und die auf der Lokomotive selbst aufgestellt finden. Durch Zusatz von Nickel zum Flußeisen ist versucht worden dem Eisen günstigere Eigenschaften in der Wärme zu erteilen; leider ist damit der Nachteil verbunden, daß das Eisen härter wird und sich schwerer bearbeiten läßt.

Die Erfahrungen an den eisernen Feuerkisten sind jedenfalls derart, daß sie nach dem Krieg allgemein wieder gegen kupferne ausgewechselt werden dürften.

Entölen und Reinigen

Die zum Reinigen von Maschinenteilen benutzte Putzwolle und die Putzlappen saugen erhebliche Mengen von Schmieröl auf. Besonders im Lokomotivbetrieb waren sie deshalb zu Friedenszeiten ein beliebtes Anheizmaterial für die Kesselfeuerungen. Jetzt, wo sowohl mit dem Schmieröl als auch mit der Baumwolle auf das sparsamste umgegangen werden muß, lohnt sich das Reinigen und Entölen durchaus, und die Eisenbahnerverwaltungen haben in verschiedenen Direktionsbezirken besondere Entölanlagen errichtet. Sie bestehen aus einer Ölzentrifuge zum Entölen des Putzzeuges, einem Ölfilter, einer weitem Zentrifuge zur Reinigung des Schleuderöls, einer Waschmaschine mit Laugenbehälter und einer Trockenkammer. Die in Blechfässern aufgesammelten Putzlappen usw. werden zunächst unter Zuführung von Wasserdampf zentrifugiert, wobei das aufgesaugte Schmieröl aus dem Putzzeug herausgeschleudert wird. Dieses Öl enthält natürlich noch

reichlich Schmutz und vor allem auch noch von dem Dampf herrührendes Wasser. In 1 bis 2 Stunden ist der Schleuderprozeß beendet. Der Zentrifugenablauf gelangt dann in die Ölfilter, wo er von Schmutzteilen gereinigt wird, während in der zweiten Zentrifuge die Trennung von Öl und Wasser vollzogen wird. Das gewonnene Öl, gegenwärtig im wesentlichen ein Gemisch aus Teeröl und Mineralschmieröl, kann zum Schmieren von Weichen, Kuppelungen, Pufferstangen usw. benutzt werden; bei nochmaliger Reinigung eignet es sich auch zum Schmieren kaltlaufender Lokomobileteile. Das Putzzeug gelangt aus den Zentrifugen in die Waschmaschine, wo es mit Wasserglas und Soda gewaschen wird. Die Putzlappen werden hierauf getrocknet und sind sofort wieder verwendungsfähig; die Putzwolle dagegen wird nach dem Trocknen noch auf Reißwölfen behandelt, um sie aufzulockern und zu strecken, so daß sie wieder saugfähig wird. Die Maschinen werden in den Reinigungsanlagen elektrisch angetrieben und bedürfen eines nur sehr geringen Bedienungspersonals. Um die Anlagen voll ausnutzen zu können, sind sie zum Teil noch mit Waschmaschinen zum Reinigen der Dienstwäsche verbunden. Die mit den Entöhlungsanlagen gemachten Erfahrungen sind recht günstig gewesen; in einer Anlage werden täglich mehr als 50 Kilo reines Öl wiedergewonnen.

Auch die Industrie sollte in größerem Umfang als bisher von der Wiedergewinnung des Schmieröls Gebrauch machen; dort, wo die Errichtung eigener Anlagen nicht lohnt, sollte wenigstens das Putzzeug sorgfältig gesammelt werden. Besondere Reinigungs- und Entöhlungsanstalten würden gewiß lohnende Beschäftigung finden, und gewaltige Mengen des heute recht kostspieligen Schmiermaterials könnten auf diese Weise wiedergewonnen werden.

Kurze Chronik Der Brückenbautechniker **Georg Christoph Mehrtens** ist in Dresden im Alter von 73 Jahren gestorben. Er war von 1895 bis 1915 ordentlicher Professor an der Dresdener Technischen Hochschule und einer der hervorragendsten Brückeningenieure unserer Zeit; auf ihn ist die allgemeine Anwendung des Flußeisens beim Brückenbau zurückzuführen. Für die Pariser Weltausstellung 1900 schrieb er ein Werk über den deutschen Brückenbau im 19. Jahr-

hundert, das in 3 Sprachen erschien. ◊ In Lemberg starb der Professor an der Technischen Hochschule Bronislaw Pawlewski. Er hat besonders auf dem Gebiet der chemischen Technologie gearbeitet. ◊ Der Besuch der Technischen Hochschule hat sich in Deutschland im Sommersemester 1916 gegenüber dem Vorjahr etwas gehoben und betrug 3050 Studierende; hierunter befanden sich 808 weibliche Studenten, gegen 529 im Sommersemester 1915. ◊ Zum Stopfen der Unterbettung beim Gleisbau benutzt man neuerdings **Gleisstopfmaschinen**, die die frühere Arbeit der Streckenarbeiter mit der Stopfhacke ersetzen. Da sie schneller, besser und billiger arbeiten, kommen sie mehr und mehr in Gebrauch. Die Maschine stellt einen Druckluftapparat dar, der nur verhältnismäßig wenig Kraft verbraucht und mit dem ein Arbeiter die 3fache Leistung erzielt wie mit der Hacke. ◊ In einem Vortrag wies **James Hendrik** in Edinburg auf den hohen Wert der **Meerespflanzen** für die chemische Industrie hin. Besonders aus einigen Fucus- und Laminariaarten könnte die chemische Industrie Rohstoffe gewinnen, die die Unterbindung der Kalizufuhr aus Deutschland wettmachen würde. Es sollen Jod, Kaliverbindungen und Düngemittel gewonnen werden. Die alte **Kelpindustrie** Schottlands, die sich seit jeher besonders mit der Gewinnung von Jod aus Meerespflanzen befaßte, würde dadurch wieder zu neuer Blüte gelangen können. ◊ Auch in **England** scheint ein bemerkenswerter Mangel an Rohstoffen eingetreten zu sein. Hierauf läßt die Tatsache schließen, daß auf Anordnung des Munitionsministers ein Ausschuß mit **C. W. Fielding** als Leiter eingesetzt worden ist, der Schritte vorzuschlagen hat, um den Verbrauch von Metallen, die für den Kriegsbedarf notwendig sind, möglichst sparsam zu gestalten. So ist schon der Gebrauch von Kupfer für Kabel verboten worden. ◊ Die türkische Regierung beabsichtigt etwa 10 000 junge Türken zur Erlernung eines Handwerks nach Deutschland zu entsenden. ◊ Die Zeitschrift **Die Naturwissenschaften** hat das 50. Heft ihres Jahrgangs 1916 zu einer wirklich prächtigen Festnummer für **Werner Siemens** ausgestaltet. Sie enthält 12 Beiträge zur Würdigung seiner Verdienste als Physiker, Chemiker, Elektro-, Wärme-, Kriegstechniker und Volkswirtschaftler.